Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 5 — Marburg i. H., den 30. Januar — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Wenn wir in höchsten Nöten sein — Fichtes religiöses Vermächtnis — Alexandrien in der alten Kirche. Eine Wiener Habilitations-Vorlesung. Schluß — Zur Geschichte des Kettengebetes — Schnee — Die Landerziehungsheime — Augenblicksbilder aus dem Balkankrieg — Verschiedenes: Die Entmündigung einer preußischen theologischen Fakultät (Jülicher); Rudolf Ehlers; Das Christentum in den drei ersten Jahrhunderten (Achelis); Die Balkanstaaten und der Balkankrieg (Schwarzlose); Deutsches Orient-Jahrbuch (Müller); Von Hinnenaus zum Hexenbruch (Germersheim); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Wenn wir in höchsten Nöten sein ...

Ich weiß nicht, weder meinen Ausgang noch Eingang. 1. Könige 3, 7.

Wir werden es nie erfahren, worauf es in unserm innersten Leben ankommt, so lange alles handgreiflich klar ist und die Dinge im Ganzen nach unserm Sinne gehen. Was in dem Worte „Glaube" liegt, wird nicht auf einem Spaziergang gefunden. Luther sagte auf der Koburg, als vom Glauben die Rede war: „Es muß also sein, daß wir nicht wissen, wo aus und ein."

In solcher völligen Ratlosigkeit versteht man erst das Psalmwort: „Auf dich bin ich geworfen." Es ist etwas Schreckliches, das Zerbrechen aller menschlichen Stützen, und zugleich etwas völlig Befreiendes. So ungern wir uns auf der Straße mit Krücken sehen lassen, — in unserm inneren Leben haben wir eine merkwürdige Liebe für Stützen und Sicherungen. Wir sind erschrocken, wenn sie eines Tages erbarmungslos weggeschlagen werden, eine nach der andern, und wissen nicht, wie wir das verstehen sollen. Wie soll man das auch wissen, wenn man noch keine Erfahrung darin hat! „Das macht einen so recht locker", sagte einmal eine einfache Frau, als sie von schweren Enttäuschungen sprach. Sie hatte offenbar das Befreiende erlebt, das in dem Zusammenbrechen menschlicher Hilfen liegt. Wir sitzen von Natur verzweifelt fest in unserm gewohnten Zusammenhang und meinen, wenn der zerbricht, zerfällt die Welt. Aber solche erfahrene Gotteskinder, wie jene Frau, merken mit Freuden, daß sie „gelockert werden", um dem verborgenen starken Ziehen des Ewigen nachgeben zu können. Das muß wohl auch Luther gemeint haben, wenn er sagte: „Es muß also sein, daß wir nicht wissen, wo aus und ein." Es muß so sein, damit wir merken, daß „der Glaube das angezogene Eisen ist, nicht der anziehende Magnet" (Kähler).

Es geht uns hart ein, daß wir einmal ganz „auf Gott geworfen" sein sollen. Irgendwo muß doch diese Erde, auf der wir stehen, gestützt sein — auf den Schultern des Atlas oder auf dem Rücken der großen Schildkröte! Unsre Ahnen haben es nicht glauben wollen, daß die Erde ganz frei und ungestützt im Weltall schwebt, — wo war auch etwas Aehnliches im Umkreise menschlicher Erfahrung? Und wir Heutigen haben noch immer dieselbe Schwierigkeit, wenn wir an den Mikrokosmos unsres persönlichen Lebens denken. Kein Wunder! — die Verlegung des Schwerpunktes unsres Daseins in den unsichtbaren Gott ist und bleibt die schwerste Aufgabe unsres Lebens. Es fragt sich, ob je ein Mensch sich dazu entschließen wird, ehe er nicht einmal mit diesem Bekenntnis dagestanden hat: „Ich weiß nicht, weder meinen Ausgang noch Eingang!"

Salomo sagte damals: „ich bin wie ein kleiner Knabe." Wenn wir in völliger Ratlosigkeit dastehen, dann sind wir ganz nahe an der Möglichkeit, „umzukehren und zu werden, wie Kinder." Kinder haben eine ganz verwegene Zuversicht zu ihrem Vater. Ohne Verwegenheit gibt es auch keine Gotteskindschaft. Cajetans Unterhändler fragte in Augsburg Luthern, was dann werden solle, wenn Kurfürst Friedrich die Hand von ihm abziehe, — „wo wollt Ihr dann bleiben?" Martinus, das große Kind, antwortete: „Unter dem Himmel."

Das soll auch unsre Antwort werden, wenn wir nicht aus noch ein wissen. Der Himmel — das ist Gottes Wille. Wenn die Stunden kommen, da wir „weder Ausgang noch Eingang" wissen, dann will er uns nur den einen geraden Weg zeigen, den wir in unsrer Verwirrung nicht sahen: daß wir aus unserm Willen ausgehen und in seinen Willen eingehen.

Das ist das Geheimnis der Freudigkeit der Kinder Gottes, das aus ihren Augen leuchtet, „wenn sie in höchsten Nöten sein" —:

„Ich weiß meinen Ausgang und Eingang!" V J

Fichtes religiöses Vermächtnis

Fichte hat uns ein großes Vermächtnis hinterlassen. Es ist viel Gold in den Schätzekammern, in denen sein reiches Erbe ruht.

Fichte kam spät zum Christentum, so spät, daß Viele gar nicht wissen, daß er überhaupt zum Christentum gekommen ist. Man kennt den Philosophen der Wissenschaftslehre, man weiß auch etwas vom Atheismusstreit, darüber hinaus ist das große Schweigen.

Und doch fängt das Reden hier erst an, das Reden über die Religion. Denn auch Fichte war Redner der Religion. Und mehr als Redner: er war Prophet, von einer Beseelt- und Begabtheit des Wortes, an der man erkennt, was Prophetentum ist. „Aus der Tiefe rufe ich zu dir." Philosophus de profundis — das ist der Fichte, von dem wir reden, an dessen Religionsphilosophie wir denken.

Der erste große Wurf dieses Fichte ist die herrliche „Bestimmung des Menschen." Ein Nachwort zum Atheismusstreit. Ein Vorwort zu jener Religion des Geistes, die Fichtes letzter Glaube wurde. Eine Uebergangsschrift. Ein letztes Lied von der Geburt der Religion aus dem Geiste der Moralität — ein letztes, und vielleicht das schönste, das ein deutscher Mund je gesungen hat.

Der sittliche Ernst und die sittliche Spannung sind die starken Hebelkräfte dieser männlichen Religion. Wir sollen sittliche Wesen sein, wir sollen der sittlichen Forderung gehorchen, in jedem Falle, um jeden Preis. Das ist die erste Stimme des Geistes, des Mehr-als-Menschlichen in uns. Also der Kantische Ausgangspunkt.

Und wir empfinden dieses Sollen, dieses So-und-nicht-anders-dürfen, trotz seiner Unbegreiflichkeit, ja gerade in seiner Unbegreiflichkeit, als etwas unantastbar Letztes, als Maß und

Norm für das Letzte überhaupt und Richtkraft aller vorletzten Kräfte. Das ist die zweite Stimme des Geistes. Immer noch Kantische Philosophie.

Aber nun werden wir ein Drittes gewahr, das Kant so nicht mehr gesehen hat: das Ueberſinnliche unserer Bestimmung. Auch davon hat Kant mit Wärme gesprochen. Unzweifelhaft; aber nicht mit der Kraft, nicht mit der Leidenschaft des Sehens, mit welcher Fichte gesprochen hat. Nicht mit dem Objektivitätsbewußtsein, das Fichtes Art und Größe ist.

Sittlich sein heißt zu Größerem bestimmt sein, als zu einer Kraft in der Sinnenwelt. Sittlich sein heißt in die Geisterwelt ragen, heißt eingegliedert sein in die Geisterkette, die der sittliche Weltwille geschmiedet hat, an der er täglich weiter wirkt. „Das gegenwärtige Leben läßt sich vernünftiger Weise nicht als die ganze Absicht meines Daseins denken; es ist in mir etwas, es wird etwas von mir gefordert, das in diesem ganzen Leben keine Anwendung findet, und für das Höchste, was auf dieser Erde hervorgebracht werden kann, völlig zwecklos und überflüssig ist."

„Wäre das die ganze Absicht unseres Daseins, einen irdischen Zustand unsers Geschlechts hervorzubringen, so bedürfte es lediglich eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu sein, als der ganzen Maschine wohl eingepaßte Räder. Die Freiheit wäre dann nicht bloß vergebens, sondern sogar zweckwidrig; der gute Wille vollkommen überflüssig. Die Welt wäre höchst ungeschickt eingerichtet und ginge mit Verschwendung und durch Umwege zu ihrem Ziele."

Was folgt daraus? Daß die sittlichen Kräfte entweder sinnlos sind oder — ins Ueberſinnliche führen. Und zwar mit der ganzen Energie, die solchem Endweder—Oder entspringt. Fichte tritt auf die Seite des Oder. Mit vollem Bewußtsein, mit ganzer Kraft.

Warum? Nun, weil er nicht anders kann, weil ein letztes, gewaltsames Müssen ihn in die zweite Richtung drängt. Weil die übersinnliche Welt ihm in der Kraft des sittlichen Sehens in einer helleren Klarheit erscheint, als das Bewußtsein des eigenen Daseins. Wie er es selbst von sich bekennt: Philosophie ist wiedergeborenes Leben. „Unsere Philosophie wird die Geschichte unsers eignen Herzens, und wie wir uns selbst finden, denken wir den Menschen überhaupt und seine Bestimmung."

Es ist hier ein Unbeweisbares im Spiel. Also die bloße Subjektivität? Doch nicht, sondern durchaus im Gegenteil ein Objektives höchster Ordnung, das nur nicht mit logischen Gewalten wirkt, sondern metalogischen Ursprungs ist.

Ein Unbeweisbares allerdings; aber durchaus nicht ein Unbegründbares, sondern ein merkwürdig Zwingendes, zu dem sich die bloße Subjektivität wie die Meinung zur Gesinnung oder das Ermessen zum Gewissen verhält.

Und hier ist nun der entscheidende Punkt, wo Fichte über Kant hinausgeht, mit tiefer Erkenntnis des sittlichen Seins. Freilich hatte schon Kant betont, daß die sittliche Energie, bei aller Unbedingtheit des Ursprungs, den Zweckgedanken nicht ausschalten kann, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Seele. Aber er hat die Konsequenz nicht gezogen. Oder: er hat sie nur zögernd und stammelnd gezogen, und in Bildern ausgemalt, die aus der Schule des Eudämonismus stammen. Gewiß, er hat die Religion als Konsequenz des sittlichen Strebens gedeutet; aber er hat ihr eine Form und in dieser Form einen Inhalt gegeben, mit dem sie zwar nicht sterben muß, aber noch weniger leben kann. Er hat die religiöse Gewißheit, die aus dem sittlichen Streben entspringt, so subjektivistisch eingeengt, daß sie fast aufhört, Gewißheit zu sein. Es soll nicht heißen: es ist gewiß, sondern nur: ich bin gewiß.

Wir ehren den Meister des Kritizismus auch in diesem warnenden Wort. Aber Fichte hat weiter gesehen, als er erkannte, daß die lebendige Religion nur sagen kann: es ist gewiß. Und er hat eine Tat getan, als er die Philosophie dazu brachte, dieses „Es" herauszubekommen, das größer ist als jedes Ich.

Der Zweckgedanke ist nach Fichte nicht nur Folge des sittlichen Strebens, sondern Seele des sittlichen Seins. Nur freilich nicht der Zweckgedanke, den auch Kant noch vorherrschend vertritt und der mit dem sittlichen Kraftaufwand sinnlich-persönliche Wirkungen verbindet, sondern der Gedanke des Zwecks in der Form, daß keine sittliche Kraft und Tat wirkungslos verpuffen könne. „Kein Werk, das das Gepräge der Vernunft trägt, und unternommen wurde, um die Macht der Vernunft zu erweitern, kann rein verloren sein im Fortgange der Zeiten."

Also der Gedanke der Wirkung nicht als Verschiebung der Sinnenwelt in einem uns vorteilhaften Sinne, sondern als Baustein einer Welt, die uns, von jener durchaus verschieden, als Geisterwelt entgegenglänzt. Der Glaube an diese Geisterwelt, der Glaube an ein letztes Sein, in dem jede sittliche Absicht bemerkt und — nicht belohnt, aber wirksam wird, ist nicht mehr vom sittlichen Handeln verschieden und nicht mehr der sittlichen Reinheit entgegen, sondern eins und dasselbe mit ihr, ja die Kraft, die die sittliche Reinheit trägt, und die uns erst ganz davon überzeugt, daß der sittliche Gehorsam nicht Hingebung ist an ein Phantom.

Sittlich sein heißt an den Allwillen glauben, der unsern sittlichen Willen vernimmt, auch wo alle Sinnenkräfte versagen; sittlich sein heißt in dem Allwillen ruhen, der unsern sittlichen Willen einträgt in das Gefüge der sittlichen Wirkungen, auch wo dieser Wille in der sinnlichen Welt ohne Spur und Wirkung bleibt:

> Erhabener lebendiger Wille, den kein Name nennt und kein Begriff umfaßt, wohl darf ich mein Gemüt zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt! Deine Stimme ertönt in mir, die meinige tönt in dir wieder; und alle meine Gedanken, wenn sie nur wahr und gut sind, sind in dir gedacht. In dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich, alle Rätsel meines Daseins werden gelöst, und die vollendetste Harmonie entsteht in meinem Geiste.

Das ist die neue Geburt der Religion aus dem Geiste der Kantischen Moralität. Es ist ein anderes Leben in ihr, ein anderes Lebens- und Seinsgefühl, als in den kümmerlichen Kammern der Kantischen Postulaten-Religion.

Die Religion, die Fichte entdeckt hat, auf dem Boden des Kantischen Denkens, ist der Glaube an die Erhaltung der Werte, ist der felsenfeste Glaube, daß es im sittlich-geistigen Leben keine Entropien gibt, daß alle Wärme-Energien in Bewegung übergehen, und daß unser sittlich strebender Wille Erscheinung eines heiligen Weltwillens ist, der, indem er bedingungslos fordert, restlos in Kraft und Wirkung setzt, was wir in seinem Sinne gewollt.

Die Kantische Vernunftreligion ist ein eudämonistischer Theismus mit sittlich-klaren Vorbedingungen. Fichtes Religion ist demgegenüber idealistischer Pantheismus. Idealistisch insofern, als nicht nur die Hebel, sondern vor allem auch die Güter dieser neuen Religion ausschließlich ethischer Prägung sind. Pantheismus insofern, als der Weltwille, auf den sich der Glaube bezieht, wie eine stille schwere Kraft, und nicht wie Gott-Vater vorgestellt wird: „In dem Begriffe der Persönlichkeit liegen Schranken. Wie könnte ich jenen auf dich übertragen ohne diese?"

Aber nicht Pantheismus in dem Sinn einer Vergötterung der nächsten Welt. Im Gegenteil, Fichte ist und bleibt der große Philosoph der fernsten Welten, der durch keinen Streich zu vernichtenden naturunterschiedenen Geisterwelt.

Das ist es, was ihn zum Christentum führt, was ihn, je länger und tiefer er dachte, um so fester ans Christentum band. Schon in der „Bestimmung des Menschen" ist er sich dieses Zusammenhanges bewußt geworden. Jene einfachen schlichten Naturen, die, ohne viel nach dem Denken zu fragen, dem Zuge ihres Herzens folgend, ihr Bürgerrecht im Himmel fanden — er sieht sie auf einmal als Bundesgenossen. „Sie waren praktisch-transszendentale Idealisten."

Sie lebten in der Geisterwelt, in die nun auch Fichte hineingesehen, und immer tiefer hineingeschaut hat. Wie tief, das lehrt uns die kleine Schrift vom Jahre 1806, sein religiöses Vermächtnis im eigentlichsten Sinne, die „Anweisung zum seligen Leben."*)

*) Es sei mir erlaubt, hinzuzufügen, daß die „Anweisung zum seligen Leben" 1912 in der Deutschen Bibliothek mit Einleitung und Anmerkungen von mir herausgegeben ist. (Verlag Deutsche Bibliothek

Wenn wir dieses letzte Werk mit der „Bestimmung des Menschen“ vergleichen, so fallen uns zwei Verschiebungen auf, die den Fortschritt, oder, wenn man lieber will, den Wandel in Fichtes religiöser Erkenntnis bezeugen.

Zunächst: die Verknüpfung von Glauben und Schauen ist eine engere, innigere geworden. Das mystische Element in Fichte, das schon in der „Bestimmung“ aufblitzt, ist, unter dem Einfluß Schleiermachers und Schellings, zur starken, leuchtenden Flamme geworden. In der „Bestimmung“ sind Glauben und Schauen noch scharf und pünklich unterschieden. In Bezug auf das letzte Geborgensein, das wir mit der sittlichen Anspannung empfinden, ist das gegenwärtige Leben nach der älteren Deutung noch „ein Leben im Glauben.“ Das „Leben des Schauens“, mit andern Worten das selige Leben, in welchem wir mit der Kraft auch die Folgen des sittlichen Willens ganz und ungestört besitzen, muß demgegenüber ein künftiges heißen.

In der späteren Interpretation ist es reine Gegenwart geworden. Nicht mehr etwas, was wir erhoffen, sondern etwas, was wir schon jetzt vollkommen besitzen. Religion ist die Gegenwart Gottes in uns, nicht seine Zukunft über uns. Ewiges Leben in der Zeit, nicht nach der Zeit oder hinter der Zeit. Nicht Suchen, sondern Gefundenhaben. Nicht Heimweh, sondern Zuhausesein.

Man muß die Fichtesche Verschiebung von dieser Seite her empfinden, um den religiösen Gewinn zu sehen, den wir der größten aller Entsagungen, dem Verzicht auf das kritische Denken, verdanken. Wir sind so vorsichtig geworden, daß man es kaum noch wagen darf, solchen Verzicht in Schutz zu nehmen. Aber wenn Platon uns nicht nur ein Name, wenn er uns eine Sache ist, werden wir doch daran denken dürfen, daß es ein starkes Sehen gibt, ein Sehen mit großen, glänzenden Augen, die schauen, was sie nicht glauben können, Sonnenaugen trotz aller Kritik, die sie für Torenaugen erklärt.

Die zweite Verschiebung betrifft den Grundton und Ausgangspunkt der religiösen Empfindung. In der „Bestimmung“ von 1800 wird die Religion noch streng mit Kant aus der sittlichen Lebensverfassung abgeleitet. Religion ein Ergreifen von letzten Bestimmtheiten. Die ergreifende Kraft der sittliche Gehorsam.

Anders die „Anweisung“ von 1806. Sie redet tiefer vom Ergriffensein. Die ganze Anweisung zum seligen Leben läßt sich nach Fichtes eigenen Worten „in eine einzige Bemerkung zusammenfassen: es ist dem Menschen keineswegs angemutet, sich das Ewige zu erschaffen, welches er auch niemals vermögen würde; dasselbe ist in ihm und umgibt ihn unaufhörlich: der Mensch soll nur das Hinfällige und Nichtige, mit welchem das wahrhaftige Leben nimmer sich zu vereinigen vermag, fahren lassen, worauf sogleich das Ewige, mit aller seiner Seligkeit, zu ihm kommen wird.“

Religion ist das Wach- und Lebendigwerden eines seltsam Mächtigen, das uns mit starken Kräften ergreift, längst ehe wir dahin gekommen zu wissen, was Ergreifen ist. Religion ist ein Urphänomen. Religion ist zwar nicht gleichgültig gegen die Moral, im Gegenteil: Gott ist dasjenige, was der ihm Ergebene und von ihm Begeisterte tut; aber sie ist, an sich und ursprünglich, durchaus unabhängig von der Moral, wenn gleich ihre erste Tat die sittliche Erhöhung des Menschen ist.

Die Autonomie der Religion, die Schleiermachers „Reden“ so stark verkündigen, ist Fichtes Grundbekenntnis geworden. Und in der Kraft dieser Autonomie ist auch die Empfindung des seligen Lebens freier, selbständiger geworden. Es ist nicht mehr die Ausschließlichkeit des sittlich-folgebewußten Willens, die den Inhalt dieses seligen Lebens bildet, sondern die tiefer liegende Kraft des „Bewußtseins, daß Gott in uns wirklich lebe und tätig sei, und sein Werk vollziehe.“

Wie groß und schön sind diese Gedanken! Wie gelten sie unverkürzt noch heute! Freilich, wir dürfen nicht verschweigen: es ist bei Fichte wie bei Hegel. Beide sind groß, erstaunlich groß in der Beschreibung der unbefangenen Religion. Und beide verlieren die Religion, von der sie ausgegangen sind, bei dem Versuch, das Dogma des Christentums philosophisch zu interpretieren. Sie wollten die Mythologie überwinden, die in der Heilsgeschichte liegt. Sie haben sie durch eine neue Mythologie überwunden, durch die Metaphysik der Gottmenschheitsidee, an der wir noch einmal zugrunde gehn können. Fichte ist hier vorangegangen und hat durch diese unselige Metaphysik einen Teil der Wirkungen selbst zerstört, die er hätte haben können. Aber es bleibt des Gesunden genug, des Kräftigen und des Zukunftsreichen, von dem wir leben und lernen können. Denen, die leben und lernen wollen, seien die erste, zweite, fünfte, siebente und elfte Vorlesung empfohlen. Sie können für sich gelesen werden und sind von dem Schönsten, was wir besitzen. Warum denn immer nur Augustin und allenfalls noch Schleiermacher?

Wir brauchen Zeugnisse über die Religion, die nicht von Theologen stammen. Heute dringender denn je. Wir brauchen sie, damit man uns glaubt, damit nicht nur Theologen uns hören. Fichte ist ein „Unbefangener“, einer, den man nennen darf, ohne Theologe zu sein. Er hat eine Religion des Geistes gesucht, die wir nicht mit ihm bekennen, so weit dieser Geist ein Geschichtsloses ist; aber er hat in seinem Suchen den Geist einer Religion gefunden, die in der Ehrfurcht des Ueber-uns atmet und die wir freudig mit ihm teilen, einen Geist, der den Mut hat zu sagen: Religion ist Erhobensein.

Heinrich Scholz

in Berlin. 224 S. Gebunden 1 Mk) Die „Bestimmung des Menschen“ am bequemsten in der guten Reclam-Ausgabe. (Gebunden 80 Pfg.) Mit höchstem Lob ist endlich die sechsbändige Fichte-Auswahl zu nennen, die Medicus für die Philosophische Bibliothek besorgt hat. Der Verlag hat die kluge Anordnung getroffen, daß alle wichtigen Schriften Fichtes auch einzeln zu haben sind. (Die 6 Bände 42, gebunden 57 Mk. Bei Felix Meiner, Leipzig.)

Alexandrien in der alten Kirche

2

Die Schrifterklärung bildete die Grundlage der prinzipiellen Auseinandersetzung mit der Philosophie einer- und der Gnosis andrerseits. Aus dem Bibelstudium ergab sich von selbst die wissenschaftliche Erörterung der Weltanschauung. Es war eine bedeutende Schwierigkeit, Schrift und hellenistische Bildung so mit einander auszugleichen, daß man von jener nichts preisgab und dabei ein Gebäude schuf, in dem sich die philosophisch Gebildeten wohnlich niederlassen konnten. Sollten Heidentum und Gnosis überwunden werden, so mußte der Nachweis erbracht werden, daß die Voraussetzungen der Weltansicht beider falsch seien. Die Frage, welche die durchaus religiös interessierte spätgriechische Philosophie zu lösen versuchte, war die nach der Vereinigung des Menschen mit Gott, dem Urgrund alles Seins. Zwischen den verschiedenen Lösungsversuchen des sogenannten Synkretismus und des Neupythagoreismus wie Neuplatonismus bestanden zwar gewichtig abgestufte Unterschiede, gemeinsam war ihnen aber allen das Streben auf dem Wege der allmählichen Befreiung von der Materie mit Hilfe einer sittlichen, näher asketischen Lebensordnung in die Sphäre des Geistes, d. i. der Gottheit, vorzudringen. Ueber einen dynamischen Pantheismus, der sich mit der Volksreligion ebensogut vertrug wie mit den Mysterien, kam man aber hiebei nicht heraus. Die Gnosis suchte die Befreiung des Geistes von der Materie mittels eines in den verschiedenen Systemen zwar mehr oder weniger ausgeprägten, aber in der Grundanschauung übereinstimmenden großen mythologischen Weltdramas, das ein Jeder durch eine bestimmte Lebensordnung an sich vollziehen könne, verständlich zu machen. Hier setzt nun die christliche Theologie ein. Die Frage nach der Erlösung ist auch die Frage der Kirche. Unter Anerkennung der Berechtigung gewisser prinzipieller Erwägungen gegnerischerseits wird eine Lösung im christlichen Sinne geboten. Die Gesamtkirche beteiligt sich an dieser Auseinandersetzung; aber in Alexandrien werden die Bausteine zu einem Gebäude vereinigt; hier werden die theologischen Beiträge von anderswo zu einer wissenschaftlichen, Himmel und Erde umspannenden Dogmatik unter einem höheren Gesichtspunkt zusammengefaßt. Die großzügigen heidnischen Systeme mußten durch eine universelle christliche Dogmatik widerlegt werden, den Eneaden Plotins

wird Origenes' περὶ ἀρχῶν*), die erste christliche Dogmatik, entgegengestellt, wie andrerseits dessen Polemik gegen die Anwürfe des Celsus gegen die Kirche wegen der anthropozentrinischen christlichen Weltanschauung und der Menschwerdung des Logos beweist, daß die christlichen Theologen mit den heidnischen Weltweisen auf gleichem Fuß verkehrten. Der Sieg des Christentums war entschieden, als die christlichen Theologen den Kampf von der hohen Warte der wissenschaftlichen Systematik, die in Alexandrien wurzelt, aufnahmen; denn sie hatten von vornherein wesentliche Stücke voraus:

a) Während die heidnischen Philosophen bei einem ungeklärten Stimmungsgefühl schließlich landeten und die Gnostiker zu phantastischen Spekulationen ihre Zuflucht nahmen, bewegten sich die christlichen Dogmatiker unter Anerkennung der psychologischen Postulate ihrer Gegner auf der breiten, gut gepflasterten Straße der geschichtlichen Ueberlieferung, deren Wahrheit sie aus ihrem heiligen Buch bewiesen. b) Philosophen wie Gnostiker bemühten sich beharrlich, aber mit zweifelhaftem Erfolg um die Aufstellung eines einheitlichen Prinzips alles Seins. Den christlichen Theologen ergab sich dieses einheitliche Prinzip für die Fülle der Probleme im Logosgedanken. Der Logos das Prinzip der Schöpfung, der Logos das Prinzip der Geschichte, der Erzieher der Menschheit, der Logos das Prinzip der Erlösung: aber der Logos, und dies war das Bestrickendste, ist zugleich der Mensch Jesus. Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit, irdisches Geschehen und himmlische Erwartung, Abfall von der Einheit mit Gott und Rückkehr zu ihr waren in einen Brennpunkt gerückt. Die Kluft, welche die Philosophen auszufüllen sich abmühten, war überbrückt. Mit Hilfe einer kirchlichen Gnosis war das erreicht, was die antikirchlichen Gnostiker anstrebten, aber, und dies entschied den Kampf zu Gunsten der Kirche, mit den einfachsten Mitteln in Anlehnung an biblische Begriffe und unter entschiedener Ablehnung der nach ihrer Herkunft fragwürdigen gnostischen Phantasiegebilde. Die Apologeten haben wohl wertvolle Vorarbeiten geliefert, aber erst dem Alexandriner Origenes blieb es vorbehalten, in Weiterführung des Lebenswerkes seines unmittelbaren Vorgängers Clemens Theologie, Kosmologie, Anthropologie und Teleologie in einem einheitlichen wissenschaftlichen System darzustellen. c) Die Tragweite dieser Konstruktion für die Religionsgeschichte müssen wir hiebei noch besonders hervorheben. Alle wertvollen religiösen Gedanken im Heidentum und Judentum werden auf die Wirkung des Logos zurückgeführt. Ohne daß sie es wußten, standen sie unter dem Einfluß dessen, den die Kirche als ihren Heiland verehrt. Christus der Mittelpunkt der Geschichte, das Christentum keine Religion von gestern, sondern so alt wie die Menschheit, die Menschheitsreligion. Was konnte die griechische Philosophie dem entgegenstellen? Nichts. Sie konnte die Ansprüche der Kirche als eine Vermessenheit zurückweisen; das Christentum hatte aber die Geschichte und die Bedürfnisse der frommen Menschenseele für sich. In Alexandrien wurde zum erstenmal im Rahmen einer Gesamtbetrachtung des menschlichen Seins diese Konsequenz gezogen. d) Wir haben früher erwähnt, daß die heidnischen Philosophen praktische Lebensgrundsätze aufstellten. Die wissenschaftliche Dogmatik führt von selbst zur wissenschaftlichen Ethik. Die alexandrinische Theologie hat auch hierin das Heidentum abgelöst. Es sei nur an das zweite und dritte Buch von Clemens' παιδαγωγός**) erinnert, wo das Leben bis ins einzelne geregelt wird, oder an das Schriftchen τίς σωζόμενος πλούσιος,***) in welchem Clemens den Nachweis erbringt, daß Christentum und Reichtum sich sehr wohl vertragen können. Die Lebensgrundsätze bewährten sich auch in der Praxis, vor allem in Zeiten der Verfolgung. Auch die christlichen Märtyrer in Alexandrien — Origenes, dessen Vater Leonides unter Septimius Severus den Märtyrertod starb, wurde Konfessor; man wird den Bericht bei Eusebius über die Verbrennung der Potamiäna und Marcella nicht ohne Eindruck lesen — haben durch die Tat das Christentum vor der Verschmelzung mit dem heidnischen Synkretismus bewahrt.

*) De principiis, Von den Anfängen.

**) Paedagogus, Der Zuchtmeister.

***) Quis dives salvetur? Welcher Reiche wird selig werden?

Ihrer wissenschaftlichen Dogmatik und Ethik, wie sie in Alexandrien ausgebildet wurden, verdankt das Christentum seinen endgültigen Sieg über das Heidentum. Es ist selbstverständlich, daß sie auf die Glaubens- und Lebensanschauung innerhalb der Kirche selbst zurückwirken mußten. In der Tat spielt Alexandrien eine überragende Rolle in der christlichen Dogmenbildung. Ehe wir auf diesen Punkt eingehen, müssen wir unser Augenmerk noch einer Einrichtung zuwenden, welche es auf sich genommen hatte, die alexandrinische Theologie bei der Dogmenbildung in der Gesamtkirche durchzusetzen,

3. den alexandrinischen Episkopat. Die Vorrechte des Episkopates als des Garanten der Ueberlieferung genoß der alexandrinische Bischof selbstverständlich auch. Die Lage des Ortes — auch die weitgehende Autonomie Aegyptens muß hiebei berücksichtigt werden — erhöhten sein Ansehen und steigerten seine Machtbefugnisse. Die Standeserhöhung der Bischöfe unter Konstantin kam den alexandrinischen besonders zu gut. Sie herrschten in ihrem Gebiet wie nachmals die Päpste im Kirchenstaat. Nur einen Beleg hierfür. Als nach der Verdammung des Arius das Blatt sich zu Ungunsten des Athanasius gewendet hatte und man ihn auf irgend eine Weise ohne Preisgabe der Orthodoxie von seinem alexandrinischen Bischofsstuhle zu entfernen suchte, wurde er beschuldigt, er habe die Kornzufuhr aus Aegypten, der Kornkammer des römischen Reiches, nach der Residenz verhindert. Es mag dahingestellt sein, wie weit wir es hier mit Verleumdungen und tatsächlichem Geschehen zu tun haben. Aber es ist jedenfalls bezeichnend, daß man dem Bischof von Alexandrien — man verdeutliche sich nur die Rückwirkung auf den Geldmarkt — eine solche Einflußnahme zutraute. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Inhaber des Stuhles von Alexandrien es verstanden haben, unter Ausnutzung der Gunst der Lage sich durchzusetzen.

Lassen wir die wichtigsten an uns vorüberziehen. Der Gewaltakt des Bischofs Demetrius gegen Origenes läßt uns einen autokraten Hierarchen erkennen, der die Umgebung seinem Willen unterwarf.. An der Standhaftigkeit Dionysius des Großen, der vom Lehrstuhl in der Katechetenschule zum Bischofsstuhle aufstieg, scheiterte die Wirkung der decianischen und valerianischen Verfolgung, wie nachher Bischof Petrus in der diokletianischen standhielt. Für das „Homoousios"*) wanderte Athanasius, einer der geschlossensten Charaktere der Kirchengeschichte, fünfmal ins Exil. Im Chrysostomusstreit schiebt sich der Bischof Theophilus in den Vordergrund, eine unsympathische Erscheinung, aber ein Hierarch, dem es gelang, seinen Bischofsstuhl im Orient an erste Stelle zu rücken. Das Erbe tritt sein Neffe Cyrill an, ein Hierarch in der Art der großen mittelalterlichen Päpste, der es in besonderem Maße verstand, selbst Niederlagen in Siege zu verwandeln. Und endlich Dioskur, der mit skrupelloser Energie auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 449 alle seine Gegner, darunter den Patriarchen von Konstantinopel, absetzen ließ. Die Namen dieser Männer stellen uns auf den Boden der großen dogmatischen Kontroversen in der alten Kirche. Wir betrachten

4. den Anteil Alexandriens an der altkirchlichen Dogmenbildung. Das System des Origenes bildet den Ausgangspunkt. Die Frage nach der Erlösung, nach der Vereinigung von Gottheit und Menschheit wird weiter diskutiert. Die Beantwortung ergibt sich aus der Erörterung des Verhältnisses zwischen dem absoluten Gott und dem zum Zweck der Erlösung menschgewordenen Logos. Im Rahmen der kirchlichen Tradition führt sie zur Untersuchung des Wesens der Trinität, und diese konnte gar nicht zu Ende gedacht werden ohne eine Vertiefung in das Problem der beiden Naturen in Christus. Um die Trinität und Christologie, in deren Rahmen sich alle Fragen der Weltanschauung unterbringen ließen, konzentrierte sich das Hauptinteresse der alten Kirche. Es ist das Schicksal vieler großer Denker, daß ihre Schüler in abweichender Deutung der Unklarheiten des Meisters zu diametral entgegengesetzten Resultaten gelangen. Dies gilt von Origenes ebenso wie von Hegel. Arius knüpft bei der von Origenes nicht überwundenen

*) Die Lehre, daß der Sohn gleichen Anteil an der Gottheit habe wie der Vater.

logischen Unterordnung des Logos unter den Vater an, wogegen Athanasius von der von ihm festgehaltenen Wesensgleichheit beider ausging. Der Verlauf der arianischen Streitigkeiten macht es übrigens deutlich, daß die Autorität des Origenes längst nicht mehr ungebrochen fortwirkte und in der Geschichte der alexandrinischen Theologie eine neue Aera anbrach. Athanasius schiebt nämlich ein Problem in den Vordergrund des Interesses, dem Origenes, zum mindesten soweit der christliche Gnostiker in Betracht kommt, eine nur untergeordnete Bedeutung beilegte: die Vergottung der Menschheit, welche besonders die Frage: Cur deus homo?*) brennend machte — Anselm beantwortet sie nachher in Anlehnung an Athanasius anders als dieser, nämlich juristisch. Das kosmologisch-spiritualistische Interesse des Origenes wird abgelöst durch soteriologisch-realistische Erwägungen der neualexandrinischen Schule.

An der Dogmenbildung ist die gesamte alte Kirche beteiligt. Keine von den großen Richtungen innerhalb dieser konnte von sich behaupten, sich ganz durchgesetzt zu haben, aber keine, auch deren Vertreter verdammt wurden, hat sich ganz ausschalten lassen, da jede Richtung die religiösen Interessen bestimmter Kreise vertrat. Die alexandrinische Schule hat nun — die geschichtliche Entwicklung erhärtet diese Behauptung — die genuinen religiösen Interessen der griechischen Frömmigkeit vertreten. Dies ist das Geheimnis ihrer Zugkraft. Die Sehnsucht nach der Vergottung des irdischen Wesens erfüllte den Griechen; deshalb hatte er sich den Mysterienkulten zugewendet. So mußte ihn auch diejenige Lösung des trinitarisch-christologischen Problems am meisten befriedigen, welche irgendwie dieser Sehnsucht genügte. „Gott ist Mensch geworden, auf daß wir göttlich würden", in diesem Bekenntnis bringt Athanasius die Bedürfnisse der griechischen Frömmigkeit auf die kürzeste Formel. Gott ist in die Menschheit eingegangen, um diese in die Sphäre des Göttlichen emporzuheben. Dieser finis religionis**) schien nur unter einer doppelten Voraussetzung voll gewahrt zu sein: a) Es mußte die volle Wesenseinheit des Vaters und des Sohnes über alle Zweifel gestellt werden, und b) das Menschliche in Christus mußte ganz im Göttlichen aufgehen, sollten sterbliche Menschen durch ihn der Vergottung teilhaftig werden. Das Homoousios in der Trinitätslehre entsprach dem ersteren Bedürfnis, der Monophysitismus ist das konsequente Ergebnis des letzteren für die Christologie. Das Homoousios hat Athanasius in der ganzen Kirche durchgesetzt, mochte auch die neualexandrinische Trinitätslehre durch die Kappadozier und das Abendland gewisse Modifikationen erfahren; der reine Monophysitismus, der auf der Räubersynode einen vollen Sieg errang, wurde zwar durch das dem Orient vom Okzident aufgenötigte Chalcedonense zurückgedrängt, aber auch in diesem Kompromiß nicht ganz überwunden. Der monophysitische Abfall von der Großkirche, dem Justinian auf die Weise zu begegnen suchte, daß er auf dem fünften Konzil 553 das Chalcedonense cyrillisch d. h. monophysitisch erklären ließ, verdeutlicht zur Genüge die Tragweite der alexandrinischen Theologie für die griechische Kirche.

Andrerseits läßt uns die späte Ehrenretttung der neualexandrinischen Theologie deutlich erkennen, daß der Stern Alexandriens längst verblichen war, zumal die Korrektur des Chalcedonense gar nicht mehr Alexandrien, sondern vielmehr der religiösen Stimmung gewisser allerdings von Alexandrien beeinflußter Kreise galt. Unser Bild Alexandriens in der alten Kirche bliebe unvollständig, wollten wir uns nicht wenigstens in Kürze auch seinen Niedergang vergegenwärtigen. Symptome des Niederganges stecken oft in scheinbaren Erfolgen. Welche Umstände haben den Niedergang Alexandriens herbeigeführt?

1. Von Alexandrien gilt das Wort, das einst Erasmus über die Reformation an Pirkheimer schrieb: Dieses Geschlecht lebt von der Wissenschaft. Alexandrien ist durch die Schaffung und Pflege der christlichen Wissenschaft groß geworden und erlebte einen neuen Aufschwung, als die großen Kappadozier die origenistische Wissenschaft wieder zu Ehren brachten. Für die alexandrinische Wissenschaft war es aber ein Verhängnis, daß sie ihr Schicksal von den Bischöfen abhängig machte, für die sie schließlich nur ein Mittel zur Befriedigung ihrer hierarchischen Herrschsuchtsgelüste war; sie ließen die Wissenschaft in dem Augenblick fallen, wo sie ihnen oder den niederen Mächten, auf die sie ihre Macht stützten, unbequem wurde. Die Katechetenschule löste sich im fünften Jahrhundert von selbst auf. Die Hierarchen gaben von Theophilus angefangen Origenes preis, weil es der Masse, der Mörderin der von Kingsley verewigten fein gebildeten Philosophin Hypatia, so beliebte, und dies, weil sie sich in die geistige Region des großen christlichen Denkers nicht aufzuschwingen vermochte. Die Tragik der Geschichte wollte es haben, daß der größte Theologe der alten Kirche vor Augustin von der Gemeinde verdammt wurde, die er durch seine intensive geistige Arbeit mit auf die Höhe geführt hatte. Die Verurteilung des Origenes auf dem 5. Konzil ist bloß die kirchliche Sanktion der Entscheidung des alexandrinischen Patriarchates. Die Tragödie wird zur Tragikomödie, wenn man bedenkt, daß die Verurteilung des großen Alexandriners in einem Atemzug mit der der antiochenischen Väter, der erklärtesten Gegner der alexandrinischen Schule, erfolgte. Es braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, daß Alexandrien durch die Preisgabe der Wissenschaft, denn das bedeutete die Verurteilung des Origenes, ein gutes Stück von seinem Adel einbüßte und sich selbst einer wertvollen Stütze seiner einstigen Größe beraubte.

2. Origenes' Verdammung und die Preisgabe der Wissenschaft war eine Kapitulation einerseits vor der breiten Masse des Pöbels und andrerseits vor dem Faustrecht der in unmittelbarer Nähe von Alexandrien angesiedelten Mönchskolonien. Alexandrien war der geeigneteste Boden für das Aufkommen des Mönchtums. Die Opposition gegen die Kultur und die Verweltlichung der Kirche war eine der Miturſachen der Entstehung des Mönchtums. Beides traf in Alexandrien in besonderem Maße zu. Die Hochkultur Alexandriens und die Oede der nitrischen Wüste stießen hart zusammen, und an weltlichen Herrschsuchtsgelüsten übertraf den Bischof von Alexandrien vielleicht nur noch der von Rom. Mönchtum und Wissenschaft ließen sich, wie die bedeutende Kulturarbeit des abendländischen Mönchtums zeigt, sehr wohl mit einander ausgleichen. Das asketische Moment war übrigens bei Origenes wie nicht minder bei Athanasius, dem Verfasser der Vita Antonii „des Vaters des Mönchtums", ebenfalls scharf ausgeprägt. Auch sonst sind im alexandrinischen Mönchtum Ansätze zum wissenschaftlichen Verständnis — es sei nur an Makarius erinnert — vorhanden. Aber schließlich erhielt der Mönchspöbel die Oberhand. Er hielt sich berufen, die durch die Wissenschaft bedrohte Orthodoxie zu beschützen. Diese Orthodoxie war allerdings nichts anders als der platte, jeglichen höheren Empfindens bare Köhlerglaube des fanatisierten Pöbels. Im Jahre 399 erschienen unübersehbare Scharen nitrischer Mönche mit Keulen bewaffnet vor dem Palais des bereits öfter genannten Bischofs Theophilus und zwangen ihn, der wegen seiner origenistischen Neigungen im Geruch der Ketzerei stand, zuzugeben, daß Gott Augen, Ohren, Nase und Mund habe; mit andern Worten: Theophilus ließ seinen origenistischen Spiritualismus fallen und gab damit die höheren geistigen Aspirationen dem Mönchsfanatismus preis. Die Wissenschaft wurde so zu sagen gegen die starken Fäuste der nitrischen Mönche eingetauscht, mit deren Hilfe die alexandrinischen Bischöfe in der Folgezeit manchen Brachialerfolg erzwangen. Zur ephesinischen Räubersynode erschien Dioskur mit einem stattlichen Mönchsaufgebot, das mit den Fäusten nachhalf, wo seine Autorität versagte. Mit Gewalt lassen sich wohl Augenblickserfolge erzielen, die Zukunft gehört aber dem Geiste. Durch das pöbelhafte Mönchtum erfolgte in Alexandrien ein allgemeiner Niedergang des geistigen Niveaus, der den allgemeinen Verfall beschleunigte.

3. Auf ihre Lokalmacht gestützt, hatten die alexandrinischen Hierarchen versucht, der Gesamtkirche ihre monophysitische Theologie aufzudrängen. Dadurch gerieten sie aber in Konflikt mit den Primatsbestrebungen Konstantinopels und besonders Roms. Und daran gingen sie zu Grunde. Cyrill war so klug, noch rechtzeitig einzulenken, als er merkte, daß die Beschlüsse des von ihm geleiteten Konzils zu Ephesus 431, auf dem er mit Hilfe

*) Warum Gott Mensch?

**) Dieses Endziel der Religion.

des Papstes den Nestorius absetzte, bei Hofe seinen Sturz herbeiführen konnten. Eine nicht zu verhüllende moralische Blöße gab er sich aber doch, als er, um nicht aus dem Amt gejagt zu werden, unter das von den Antiochenern, den Gegnern der Monophysiten, abgefaßte Unionssymbol seinen Namen setzte. Auf die moralische Niederlage Cyrills folgte die faktische seines Nachfolgers Dioskur, als er über den Kopf der Bischöfe von Rom und Konstantinopel seinen Monophysitismus mit Gewalt durchzusetzen versuchte. Das Chalcedonense war trotz der Rücksichtnahme auf den monophysitischen Standpunkt eine empfindliche Niederlage der alexandrinischen Theologie. Dioskur wurde abgesetzt und starb in der Verbannung. Die Macht Alexandriens war gebrochen, seine Wissenschaft verödet; es hatte der Kirche nichts mehr zu sagen; und so schied es als maßgebender Faktor aus der Kirchengeschichte aus. Die späteren Erfolge des Monophysitismus sind, wie gesagt, bloß auf das Konto der vergangenen Größe Alexandriens zu schreiben.

Zur völligen Bedeutungslosigkeit wurde Alexandrien schließlich 4. durch den Islam herabgedrückt, der 641 daselbst seinen Halbmond aufpflanzte. Der Kontakt mit der übrigen Kirche ward unterbunden. Die jahrhundertlange Herrschaft der Ungläubigen hat die letzten Spuren der einstigen Größe zur Unkenntlichkeit verwischt.

Die Auseinandersetzung verschiedener Geistesrichtungen bringt es mit sich, daß diejenige, welche schließlich das Feld behauptet, Begriffe und Vorstellungen des Gegners sich aneignet, die ihrem eigensten Wesen widersprechen. Im Kampf mit der Antike ist auch Alexandrien dieser Gefahr nicht entronnen. Dennoch bleibe das Andenken Alexandriens in der alten Kirche in Segen. Denn es hat in seiner bewegten Geschichte einerseits in glänzender Weise den Nachweis erbracht, daß das Christentum im Wettkampf der Weltanschauungen überall dort, wo die Frage „Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott" ernstlich erwogen wird, sich durchsetzt; es hat aber andererseits der Kirche für alle Zeiten das Memento eingeschärft, daß das Christentum seine ihm gebührende Stellung in der Geistesentwicklung der Menschheit nur dann ganz und dauernd behaupten werde, wenn es stets in treuester Bundesgenossenschaft bleibt — mit der freien Wissenschaft.

Karl Völker

Zur Geschichte des Kettengebetes

Mit vollem Rechte weist Rade in Nr. 1 die Angabe der Täglichen Rundschau, das Kettengebet beruhe auf einem Bier- oder Kaffee-Ulk, zurück. Es ist ein Stück uralten Aberglaubens, und weil es das ist, wird auch seine Ausrottung schwerlich gelingen, weder dem katholischen Beichtstuhl noch protestantischen Vorhaltungen, so erfreulich und überraschend es ist, daß Rades Schlußworte sich mit einem gleichzeitig erschienenen Artikel von Pfarrer Diem in Zürich im „Schweizerischen Protestantenblatt" zusammenfanden in der Betonung einer hier vorliegenden Aufgabe des Protestantismus. Die Wirkungen des Aberglaubens haben vermutlich bei uns in Zürich ein Medizinalgesetz zu Fall gebracht!

Das Auffallende an dem Kettengebet sind nicht die Gebetsworte selbst, sondern die Einkleidungsform. Wie kommt Jerusalem in den Rahmen hinein, was soll der rätselhafte „Bischof", und wie erklärt sich die Aufforderung zum Weiterschicken des Briefes, die eigentliche Kette? Hier liegen Momente einer langen historischen Tradition vor, die durch die Jahrhunderte hindurch gewandert sind, dabei in der Hände langen Kette sich abgeschliffen haben, sodaß heute Bild und Umschrift der Münze kaum noch zu erkennen sind. Zweifellos ist die ursprüngliche Prägestätte jener bis in das sechste Jahrhundert zurückzuverfolgende Christusbrief zur Heilighaltung des Sonntags, gemeinhin als „der Himmelsbrief" bekannt, obwohl es nur einer unter vielen ist. (Eine knappe Skizze seiner geschichtlichen Entwicklung gab ich in Schiele-Zscharnacks Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" Band 3.) In der englischen Form des Kettengebetes ist zum Unterschiede von den deutschen Fassungen der Charakter des Himmelsbriefes noch deutlich erkennbar in den Worten: I am sending it to you. Dieser I ist ursprünglich Christus. Man beachte aber auch die deutsche Ueberschrift: „Gebet Jesu Christi", während es doch heißen sollte: Gebet an Jesus Christus. Wie der Himmelsbrief gibt sich damit das Gebet als eine Gabe und Sendung Christi. In der ältesten erhaltenen Form des vollständigen Sonntagsheiligungs-Himmelsbriefes aus dem vierzehnten Jahrhundert (aus früherer Zeit sind nur Bruchstücke vorhanden) führen sofort die ersten Worte nach Jerusalem:

> Im Namen der Trinität, hier beginnt der Brief unseres Heilandes, des Herrn Jesu Christi, der vom Himmel herab in Jerusalem niederfiel durch den Erzengel Michael.

Ebenfalls begegnet hier schon der Gedanke der Vervielfältigung und Verbreitung des Briefes:

> Der Brief wurde gefunden am Tore Effrem durch den hohen Priester Ichor. Der Brief blieb dort liegen, der Priester vervielfältigte ihn und schickte ihn zur Stadt Jeremias zu einem anderen Priester mit Namen Talasius, Talasius schickte ihn aus dieser jüdischen Stadt zu einem anderen Priester Lebonius, der schickte ihn nach Kappadocien zu einem anderen Priester Judas, Judas schickte ihn zur Stadt Bethanien zu einem anderen Priester Marchabeus,*) der schickte ihn zum Berge des heiligen Michael, und der Brief kam durch den Willen unseres Herrn Jesu Christi nach Rom zu dem Orte, der für ihn bestimmt war, an das Grab des heiligen Petrus und Paulus.

In einer zweiten, abendländischen Rezension des Briefes erscheint nun auch die Figur des Bischofs. Er erscheint — genau wie im Kettengebete — am Schluß, und seine Autorität soll die Echtheit des Briefes bezeugen — wiederum wie im Kettengebete. Die verschiedensten Bischöfe tauchen auf, von Gaza, Antiochien, Nimes, fast alle heißen sie Peter, in Erinnerung an den großen Petrus von Rom, einmal taucht auch ein Papst auf, Florentius; die Geschichte weiß von ihm nichts. Sie alle leisten einen Eid, daß der Brief zu ihnen kam vom Himmel herab, geschrieben durch den Finger des Herrn.

Nicht minder erscheinen Jerusalem und die Figur des Bischofs in einer dritten Rezension des Sonntags-Himmelsbriefes, und diese dritte Rezension wird die direkte Stammmutter des Kettengebetes sein. Hier nämlich ist die ursprünglich aktuellen Zwecken dienende Einschärfung der Sonntagsheiligung verschwunden oder nur noch an eingesprengten Stücken spürbar, an ihre Stelle getreten sind allgemeine Warnungen und Verheißungen. In dieser Form ist der Himmelsbrief Bestandteil der Universalliteratur geworden und findet sich so ziemlich in den Sprachen aller christlichen Völker. Entsprechend umgeändert sogar bei den Juden. (Als „Neu-Ruppiner Bilderbogen" ist der Himmelsbrief im Verlage von Gustav Kahn in Neu-Ruppin erschienen. Ein Engel mit der Posaune schwebt über dem Texte, unter ihm im Dreieck — Trinität! — das Auge Gottes. Die Aufforderung zum Abschreiben findet sich auch, und „ein schönes christliches Gebet" schließt sich an. Jerusalem und der Bischof fehlen hier freilich.)

Die eigentliche „Kette", das Abschreiben und Verteilen des Gebetes, ist eine Steigerung des Motivs der Weitersendung, das von Anfang an da war und immer stärker wurde, je mehr der Brief zur Reliquie wurde. Hieß es doch: „Wehe der Stadt, die meinen Brief nicht aufnimmt!" Schon in der vermutlich ältesten griechischen Form der dritten Rezension stehen die Worte: „Wenn einer den Brief abschreibt und in sein Haus nimmt mit Wahrheit und lauterer Gesinnung, so wird er den Genuß der ewigen Güter erben, und in sein Haus kommt kein böser Geist hinein." In einer anderen Form wird dem, der den Brief abschreibt und weitersendet, Tilgung aller Sünden verheißen, „und wenn er Sünden über seinen Kopf hinaus besäße" — wie hätte solcher Segen ungenützt bleiben sollen! Ja, wie im Gleichnis von der köstlichen Perle kann es heißen, man solle alles verkaufen und diesen Brief erwerben, „und wer ihn gekauft hat, hat das Reich Gottes gekauft"! Mit dem alten Gedanken des Abschreibens hat sich dann die Zahlensymbolik verknüpft. Die vorkommenden Zahlen sind heilige Zahlen, die

*) Hier sieht man, wie naiv die Volksphantasie arbeitet — die beiden Namen Judas und Marchabeus (!) sind Zerteilung des Namens Judas Maccabäus.

Siebenzahl (so z. B., worauf ein Leser uns freundlichst aufmerksam macht, in den „Dorf- und Schloßgeschichten" von Marie Ebner-Eschenbach II) oder die Dreizahl und die Dreimal-drei-Zahl, die Neun.

Ob das Gebet selbst auch alt ist, weiß ich nicht. Einzelne Wendungen sicherlich, aber das Ganze bietet nichts Charakteristisches. Es hat seinen Wert im Volksglauben erst bekommen durch den Rahmen, den ihm der Himmelsbrief geliehen hat. Walther Köhler

Schnee

Er ist Tod oder auch verborgenes Leben, aber er ist Feier und Stille. Ich bin durch ihn hindurchgegangen im Sturm, Nebel, Sonnen- Mond- und Sternenschein, im Lärm der Stadt, im Frieden des Waldes. Aber er sah mir immer nur still ins Gesicht und ließ sich nicht ausfragen.

Da denke ich an eine Fahrt durch die weißen Winterberge. Unter tiefblauem Himmel war es. Ja, kann der Himmel denn so blau sein? Ich sehe ihn noch zwischen einer roten Mauer und einer bereiften Fichte, die dunkle Schatten unter den Silberzweigen barg, hindurchschauen, so klar, so blau, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Unter diesem Himmel fuhren wir aus im Glockenklang, der weich und schmeichelnd vor uns her lief: Kling, klung, klang, klung, klung, kling. Denn die tiefe Glocke hatte das Hauptwort, und man freute sich immer auf ihren versonnenen Ruf: Klung, klung, klung. Immer mußte man auf dieses Lied hören, das manchmal einen frohen Luftsprung machte, oder erschrocken vor einem Hindernis zurückfuhr. Aber meist ging es sacht und behutsam dahin: Kling, klang, klung, klung, klang, klung.

Da riefen frohe Menschen hinter uns her.

Juhu!

So fröhlich sind die Menschen nie als im weißen Winterschnee, so mitfühlend, neidlos und kindlich harmlos.

Juhu! Frohe Fahrt!

Kalt heute, was? Aber fein—S—S—S—

Ein Schneeball saust mir am Ohr vorbei, und ein Lachen läuft dahinterher — dann kling, klung, klung, klang, kling, klung. Ganz eingelullt sind wir in dieses Lied wie in ein Träumen, ein klingendes, singendes Träumen, das wohl wie Sehnsucht ist, aber doch ohne Bitte um Erfüllung: Kling, klung, klung, klang.

Wir sehen nichts als Glanz und seltsam verkrümmte, unter der weißen Last fast erliegende Bäume zur Seite, die immer größer und größer aufragen; und bald sind sie wie starre Vorweltriesen übermächtig über uns, und sind ein Wald, ein weißer, geheimnistiefer Märchenwald, der ganz unirdisch leuchtet und schimmert. Eine Hirschkuh tritt nahe an den Schlitten heran und sieht uns still in die Augen. Sie steht wie eingerahmt in weißer Wunderhalle, und ihre Füße verschwinden tief in dem leuchtenden Schein, der dem Wald von unten her den Glanz noch einmal zuwirft, daß wir meinen nur Licht zu atmen. Wie Glucken, die ihre Kleinen mit den Flügeln decken, hocken Schneehaufen über winzigen Tannen am Wege. Weiter hinten die größern Bäume stehen schief bald hierhin, bald dahin geneigt — die ganz großen sind eisgepanzert und immer starrer, je höher wir kommen. Aber sie klirren doch dann und wann leise, als ob sie sich unter der strahlenden Rüstung regten. Dann geht es in einen Laubwald hinein. Die Bäume hier oben mögen im Sommergewand ein wenig verhutzelt dastehen — im Winterkleid sind sie lauter nie gesehene tolle Gestalten wie Spukbilder oder Vorweltiere, die erstarrt die langen Hälse recken, die schauerlichen Häupter heben und die ungefügen Beine schief weit auseinander in den Schnee bohren. Und alles ist weiß, ohne Schatten, ohne Ende. Reif legt sich um das feinste Zweiglein, Reif hüllt das dünnste Fäserchen in ein königliches Prachtgewand. Dick wie Schiffstaue strecken sich die glitzernden Telefondrähte längs des Weges und bezeugen, daß wir doch auf Erden sind, mitten im Leben, in moderner, fortgeschrittener Kultur. Zu denken, daß hier ein Menschenwort an einem vorbeihuscht, um etwa in Pommern eine Gans, in Hamburg Austern zu bestellen, oder in Berlin ein Börsengeschäft zu machen! So etwas nur zu denken in dieser sonderbaren, lebefremden Welt!

Dann kommt die Höhe mit ihren fast sibirischen Halden, ganz weiß, ganz tot, endlos, still und unberührt. Keine Spur führt hinüber, kein Hauch geht von ihr aus, kein Laut geht über sie dahin. Nur kling, klung, klung, klang, klung singt unser Traum voll Verborgenheit und Heimlichkeit und weltfernen Friedens.

Es ist erschrecklich zu sagen — aber als wir an Häuser kommen und am Kirchturm sehen, daß die Uhr Drei ist, erwacht wie ein Raubtier der Hunger in uns, der ganz miserable, elende Hunger. Und wir schälen uns aus unseren Hüllen und essen ganz bedeutend zu Mittag, zufrieden mit allem, was der Wirt uns reicht.

Aber etwas fehlt uns doch — was ist es nur? Richtig, nun wir wieder im Schlitten sitzen, wissen wir es gleich. Das träumende Lied ist es gewesen; kling, klung, kling, klang, klung.

Nun erst sind wir wieder ruhig und zufrieden und horchen darauf hin, immer nur darauf hin. Fast sehen wir nichts mehr, so freuen wir uns an unserm Lied.

Aber dann müssen wir doch sehen. Ganz leise rötet sich der Schnee wie erste Frühlingsmorgenröte, wie lauter Rosen — wie Rosenflor, wie Feuer und Blut, so rot ist der Wald, der eben noch schneeweiße, nun eisflammende Märchenwald! Ein Wassersturz steht am Felsen wie eine einzige Riesenflamme — und still erlischt die Glut und wird Dämmer.

Graues Huschen, wirbelnde Schatten, tappende Gestalten — da und da — unzählbar! Es regt sich, es lebt, ganz nahe tritt es heran und schaut uns an: Wir fahren an einer Wildfütterung vorbei, und unzählige große Hirsche geistern im Zwielicht um unseren Schlitten herum. Da glitzert der erste Stern — dann abertausendmillionen Sterne hin durch das mächtige Baumragen über uns, bald hier bald da — und nun fließt das bläuliche Silberlicht über den Frieden dahin — wie ein Zauber bannt es ihn.

Und oben auf der höchsten Tanne sitzt ein schlafend Englein. Es reibt sich die Augen, als wir so klingend herankommen, und schaut ganz erschrocken empor in die tausendfältigen Himmelsaugen, die leuchten und glitzern und im Schnee ein heimlich Sprühen wecken.

Ist — ist heute denn Weihnacht? ruft Englein erschrocken und ganz und gar verstört, als habe es etwas verschlafen, etwas ganz Wunderbares versäumt.

Ja, rufe ich laut, obgleich ich weiß, wir sind im Februar, ja, Englein, wir feiern heut Weihnacht!

Das ist es. Der Schnee feiert immer — feiert Weihnacht. Und die Engel, die sonst so fern sind, gehen leise durch seine Stille hindurch, schweben auf und ab in der klaren Luft.

Denn die Erlösung schläft ja unter der weißen Hülle. Die Erlösung, die das Leben sich ersehnt ohne Wort — ohne Laut, nur erhofft und erwartet, und weiß, sie wird bald kommen.

Es ist immer Weihnacht im Schnee, ist Friede, ist Wohlgefallen bei den Menschen,

Ehre sei Gott in der Höhe!

Wilhelmine Funke

Die Landerziehungsheime

Der im Oktober in Weimar abgehaltene Neunte Erziehungstag hat nach längeren und ernsten Verhandlungen einen Erfolg zu verzeichnen, dessen Bedeutung für die Entwicklung unseres Schullebens gewiß nur den ganz Eingeweihten völlig klar ist: die Einigung der Leiter der bekanntesten Landerziehungsheime zu einem Zweckverbande. Inwieweit dieser Weg zu einer festeren Organisation führen wird, muß man der weiteren Zukunft überlassen; die ganze Angelegenheit müßte, wie auch aus dem Folgenden hervorgehen wird, ziemlich delikat angefaßt werden. Ein Doppeltes veranlaßt mich, an dieser Stelle kurz die Entwick-

lung der Landerziehungsheime zu schildern: einmal die auch in Weimar im Kreise der Schulreformer gemachte Erfahrung, daß selbst solche über diese Schulen noch wenig unterrichtet waren, und zum Andern das Gefühl, das mich während der dem Erziehungstage folgenden Eisenacher Versammlung ergriff, wie viel mehr jetzt zu uns stehen müßten, wenn unsere Erziehung schon länger so durchgeführt wäre, wie wir sie in Weimar seit neun Jahren verlangen. Die daselbst gefaßte Resolution lautet:

Der neunte allgemeine Tag für deutsche Erziehung hält die langjährige Arbeit der deutschen Landerziehungsheime und innerlich verwandter Anstalten idealer Richtung für durchaus notwendig und nützlich zum Wohle der vaterländischen Jugenderziehung. Daher richtet er an die Regierungen der deutschen Bundesstaaten und an die gesamte Lehrer- und Elternwelt die Bitte, mehr als bisher diese Arbeit zu würdigen. Es ist dankbar zu begrüßen, daß die Regierungen, die ja selbst derartige Versuche nicht wohl unternehmen können, dazu den genannten Schulen freie Hand gelassen haben, und es wäre zu wünschen, daß dies auch fernerhin und in erhöhtem Maße geschehe, daß namentlich bei den Berechtigungsprüfungen auf die Eigenart dieser Anstalten noch mehr eingegangen werde.

1897 erschien ein Buch von Dr. Hermann Lietz „Emlohstobba, Roman oder Wirklichkeit" (Berlin, F. Dümmler). Selbst Schüler eines alten Internats, der Fürstenschule zu Grimma, und früher begeistert von dem Nieskyroman Tapeinon, damals schon Vater mehrerer zu erziehender Kinder, habe ich dieses Buch ohne Pause verschlungen, und jetzt gehört es zu meinen am stärksten abgelesenen. Der im Titel gestellten Frage, ob Roman oder Wirklichkeit, mußte man nachgehen, denn derartige ideale Schulverhältnisse durften, wenn sie wirklich bestanden, nicht im Verborgenen bleiben. Ja, sie bestanden, aber damals erst in England. Wer den Titel des Buches umdrehte, hatte die darin geschilderte englische Schule Abbotsholme. Aber wir brauchten in Deutschland selbst nicht lange auf die Erfüllung zu warten: am 28. April 1898 eröffnete Lietz mit sechs Schülern das Landerziehungsheim Ilsenburg, in der dortigen alten Pulvermühle, unter köstlich primitiven Verhältnissen. Heute steht dort dank einem segensreichen Feuer eine Kolonie schmucker Neubauten. Die Schule wuchs, und im April 1901 wurde ihr eine zweite Stufe im Landerziehungsheim Haubinda im Herzogtum Meiningen angegliedert, damals noch eine mit einem großen Rittergute verbundene Schule. Der Betrieb wurde später durch Verpachtung des Rittergutes in vernünftige Grenzen eingeschränkt. In gesunder Weiterentwicklung konnte Lietz Ostern 1904 die Oberstufe im Schlosse Bieberstein in der Rhön eröffnen. Gewiß hat er damals mit Stolz auf dieses Werk geblickt, diese Dreiheit in organischer Einheit: in Ilsenburg die Kleinen, viel Spiel und Gartenbau, in Haubinda die Jungens mit der überschüssigen Kraft, als Landwirte, Schmiede usw. das gesund verwendend, was in anderen Internaten zu den bekannten entsetzlichen Uebelständen führt, in Bieberstein die ernste Arbeit reifender Jünglinge, in schönen stillen Räumen mit herzerquickendem Ausblicke von freier Höhe auf ein schönes deutsches Bergland. Aber die Götter behüteten ihn vor allzuviel Ruhe. Im Mai 1909 brannte das Schloß ab; er und seine Freunde haben es als Phönix aus der Asche neu erstehen lassen. Bitterer waren die Stürme, die als Bürgerkrieg in den Heimen tobten, die zu mehreren Absplitterungen und Sezessionen führten und Wunden schlugen, die erst die jetzige Zeit langsam schließen und vernarben soll.

Michaelis 1900 gründete Frau von Petersenn am Stolpersee bei Berlin ein Landerziehungsheim für Mädchen. Während sie dieses einer Nachfolgerin überließ, siedelte sie 1904 nach Gaienhofen am Bodensee über, wo also das zweite Landerziehungsheim für Mädchen entstand, an der Stätte, wo Hermann Hesse und der Rosendoktor Finckh ihr Heim aufgeschlagen haben. Wie am Ammersee (s. u.), so grüßt auch hier von der anderen Seite des Sees ein Landerziehungsheim für Knaben, das schweizerische Heim Glarisegg. Ostern 1906 wurde das Stolper Heim, da die Gegend dort zu unruhig wurde, nach Wald-Sieversdorf bei Bucko in der Mark verlegt, während das alte Haus zu einem Erholungsheim für schwächliche Mädchen Verwendung fand. Frau von Petersenn war einer von den Menschen, deren im Innern loderndes Feuer die Kerze zu schnell verbrennen läßt. Am 2. Oktober 1910 erlag sie längerem Leiden. Ihre Tochter ist jetzt Lietz' Frau.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen und würde auch den gegebenen Raum weit überschreiten, die Erziehungsgrundsätze der einzelnen Heime, soweit sie gemeinsam oder verschieden sind, darzulegen. Es ist auch Jeder in der Lage, sich durch eine reiche Literatur hierüber zu unterrichten. Lietz hat über jedes Jahr des Lebens der bisher genannten Landerziehungsheime ausführliche Berichte herausgegeben.*) Man nimmt diese Hefte immer wieder gern vor und möchte sie Vielen ans Herz legen, die an der Reform unserer Schulen mitzuarbeiten berufen sind. Sie enthalten auch ausführliche Abhandlungen über die einzelnen Unterrichtszweige, über Schulreform, Prüfungen, ferner Aeußerungen von Eltern und früheren Schülern usw. Die ganze große Idee der Erziehungsschule im Gegensatze zu unserer üblichen Lern- und Wissensschule wird hier im Laufe der Jahre aufgerollt. Und schon die Anführung einzelner Abschnitte oder Kapitelüberschriften und die Aufzählung der verschiedenen Stichworte würde die Zeilenzahl eines eigenen Aufsatzes umfassen. Aber vielleicht genügen doch diese trockenen Worte, um Manchen zur Vertiefung in dieses für unsere geistige Kultur ungemein wichtige Gebiet zu veranlassen.**)

Es wurden oben die Abzweigungen erwähnt, die mit mehr oder weniger schmerzhaften Geburtswehen oder vielleicht besser gesagt, durch eine Art Zellteilung sich von dem Lietzschen Werke aus selbständig machten. Wir nennen Schloß Bischofstein bei Lengenfeld unterm Stein (Bezirk Erfurt) unter Dr. Marseille, das Landerziehungsheim am Solling unter Kramer, und vor allem die „Freie Schulgemeinde Wickersdorf", in der die früheren Lietzschen Lehrer Paul Geheeb und Dr. Wyneken mit einer Anzahl sezedierender Schüler im September 1906 eine Schule schufen, die ein neuer Schultyp werden soll. Ich gehe auch hier auf die in Jahresberichten und Jahrbüchern***) niedergelegten Grundsätze nicht näher ein; der Name weist darauf hin, daß es sich hier um eine die geistige Kultur oder die Kultur des Geistes pflegende Gemeinde handeln soll, während sich die Lietzschen Unternehmungen mit ihren „Bürgern" wohl mehr auf die Fichtesche Idee des Erziehungsstaates aufbauen.†)

Wickersdorf, das sich, auch durch einen aufräumenden Brand begünstigt, aus einer alten Domäne zu einer modern angelegten Schule entwickelte (jetziger Leiter Luserke), mußte ebenfalls seine Kinderkrankheiten durchmachen. Ein Zwist der beiden Leiter führte zuerst zum Weggang Geheebs, der sich dann in Oberhambach bei Heppenheim an der Bergstraße eine jetzt schon wieder glänzend blühende „Odenwaldschule" geschaffen hat. Als ihre Eigenart kann man vielleicht bezeichnen: die

*) Im Mai vorigen Jahres erschien: Das vierzehnte Jahr in deutschen Landerziehungsheimen von Dr. H. Lietz. Leipzig, R. Voigtländer. 96 S. 2 Mk.

**) Hierzu noch: Deutsche Land-Erziehungsheime. Erziehungsgrundsätze und Einrichtungen von Hermann Lietz. Leipzig, Voigtländer 1910. 43 S. 1 Mk.

Von demselben: Die deutsche Nationalschule. Beiträge zur Schulreform aus den deutschen Landerziehungsheimen. Ebenda 1911. 96 S. 2, gebunden 2,50 Mk.

Eine Reise durch die Landerziehungsheime. Langensalza, Beyer und Söhne 1910. (Pädagogisches Magazin, Heft 396.) 20 S. 30 Pfg.

Deutsches Landerziehungsheim, Zeitschrift. Als Manuskript gedruckt, herausgegeben vom Verein ehemaliger Bürger der Deutschen Landerziehungsheime. Jetzige Redaktion M. Prüß-Ilsenburg. (Es besteht auch ein solcher Verband der alten Schüler von Abbotsholme und der von Glarisegg.)

***) Erster, zweiter und dritter Jahresbericht der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Jena, Diederichs 1908, 1910 und 1911. Je 30 S. 1,50 Mk.

Wickersdorfer Jahrbuch 1908 und 1909/10, herausgegeben von Wyneken und Halm; ebenda. 88 und 79 S. Je 1,50 Mk.

†) Vergleiche: Langermann, Steins politisch-pädagogisches Testament — Volksgesundung durch Erziehung. 1910. 533 S. 6 Mk.

Derselbe, Der Erziehungsstaat nach Stein-Fichteschen Grundsätzen an einer Hilfsschule durchgeführt. Dritte Auflage 1910. 67 S. 1,20 Mk.

Beide in der Sammlung Lebenserziehung. Herausgegeben von Friedrich Zimmer, Berlin-Zehlendorf, Mathilde-Zimmerhaus.

völlig durchgeführte und durch fünf einzelne villenartige Gebäude ermöglichte Familienerziehung und das schon von Lietz begonnene, aber hier wohl erst ganz konsequent angewandte Prinzip der Konzentration auf gewisse Gebiete für längere Zeit; d. h. es wird nicht klassenweise am Ragout eines Stundenplans gearbeitet, sondern Lern-, Studien- oder Interessengemeinschaften, wie man es nennen will, arbeiten in dazu bestimmten Zimmern ganze Tage oder noch länger auf einem bestimmten Gebiete.*) Diese Idee, obwohl sie sich bei Lietz nicht in der erwarteten Weise bewährt haben soll, ist für die Zukunft unserer Schule gewiß bedeutungsvoll und wichtiger, als es den Anschein haben könnte. Denn darüber sind sich Reformer, die das beabsichtigte Neue energisch bis zum Ende durchzudenken vermögen, völlig klar, daß die eßlöffelweise dargereichte, gemischte Speisekarte des jetzigen Stundenplans ein derartiges Maltraitieren des jugendlichen Gehirns bedeutet, daß sie zweifellos in der Zukunft vernünftigerer, geistiger Ernährungsweise weichen muß. Es ist hier vielleicht auch der Ort auf die wenigstens im gewissen Sinne hierher gehörige „Hauslehrerschule“ von Berthold Otto hinzuweisen, in der sich, die Leser werden mir das bezeugen, ungekannt von vielen unserer sonst geistig hochstehenden Menschen, ein ganz eigener, neuer, wunderbarer Schultypus mit ministerieller Zustimmung ausgebildet hat, der keinen Stundenplan, kein Lehrpensum usw. kennt, bei dem die Schüler durch ihr Fragebedürfnis das zu behandelnde Thema bestimmen und bei dem der Lehrer lediglich der parlamentarische Leiter dieser „Verhandlungen“ ist.**)

Aber auch Wyneken war noch nicht der, unter dessen Leitung Wickersdorf zur Ruhe kommen sollte. Nach einer scharfen Fehde mit der Meininger Oberschulbehörde***) mußte er die Leitung niederlegen und wirkt seitdem durch Vorträge und durch die Zeitschrift „Die freie Schulgemeinde“†) für die Verbreitung seiner Ideen.

Von weiteren deutschen Landerziehungsheimen, die sich noch im Kreise der Lietzschen ursprünglichen oder abgeänderten Idee halten, nennen wir noch das Erziehungsheim Schloß Hemsbach an der Bergstraße (Leiter Bierau), die kürzlich mit ausgezeichneten Empfehlungen gegründete Dürerschule in Hochwaldhausen im Vogelsberg (Leiter Neuendorff), das bayrische Landerziehungsheim für Knaben in Schondorf am Ammersee (Leiter Lohmann) und gegenüber das Landerziehungsheim für Mädchen Breitbrunn am Ammersee (Leiter Utz). Alle diese Heime haben ihre ausführlichen Programmschriften, die sie gerne zur Verfügung stellen. Wieder eingehen mußte das Landerziehungsheim Laubegast bei Dresden (Leiter Hoffmann).††)

Daß eine derartige Bewegung, wie die eben geschilderte, ihre Wellen auch auf das Ausland erstreckte, ist ja selbstverständlich, zumal sie ihren Ursprung erst in England genommen hat. Dort werden außer Abbotsholme jetzt noch die New School Bedales in Petersfield, Sussex, und die Claysnote School genannt. In Amerika the Interlaken School, la porte Indiana, Rumely. In Frankreich wurde Ostern 1905 ganz nach Lietzschem Muster eine Schule in Chalais, Bordeaux, durch Dr. Contou eröffnet, später werden besonders genannt von den 6 Ecoles nouvelles die Ecole des Roches von Demolins und die Ecole de Liancourt. In der Schweiz haben bereits 1902 zwei frühere Lietzsche Lehrer, Frei und Zuberbühler, das schon erwähnte Landerziehungsheim Glarisegg bei Steckborn am Bodensee gegründet, das sich, wie man vom Schiffe aus schon im Vorbeifahren sieht, allmählich zu einer schmucken Häuserkolonie ausgewachsen hat.*) Ferner sind in der Schweiz zu nennen die Schule des Dr. Looser in Grünau bei Bern und seit 1906 die Ecole nouvelle de la Suisse romande des Professor Vittoz bei Lausanne.

Georg Liebe

*) Das Landerziehungsheim. Eindrücke und Bemerkungen von Dr. Robert Drill. Frankfurt a. M., Sozietäts-Druckerei. Sonderdruck aus der Frankfurter Zeitung, Seite 27.

**) Der Hauslehrer. 1. Jahrgang erschien 1901. Beilage: Geschichten in Altersmundart.
Reformation der Schule, 2 Mk. — Familienreform 2 Mk. — Diese im Hauslehrerverlag, Berlin-Lichterfelde.
Beiträge zur Psychologie des Unterrichts. 8 Mk. — Lehrgang der Zukunftsschule 4 Mk. Diese bei Scheffer, Berlin-Lichterfelde.
Und eine ganze Reihe kleinerer Schriften über die Methode.

***) Wyneken, Kabinett gegen freie Schulgemeinde. München, M. Ernst 1910. 32 S.

†) Organ des Bundes für freie Schulgemeinden. Jena, Diederichs. Erscheint zwanglos. Bezugspreis jährlich 3 Mk.

††) Hoffmann, Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen. Programm des Landerziehungsheims Laubegast. Berlin, Gerdes und Hödel 1903. 66 S. 1 Mk.

*) Frei und Zuberbühler, Landerziehungsheime. Zürich, Alb. Müller 1902. 80 S. 11 Lichtdrucktafeln. 3 Mk.
Frei, Landerziehungsheime. Darstellung und Kritik einer modernen Reformschule. Leipzig, Klinkhardt 1902. 104 S. 1,80 Mk.
Und die illustrierten Jahresberichte dieses Landerziehungsheims.

Augenblicksbilder aus dem Balkankrieg

Unter dieser Ueberschrift erhalten wir von sehr zuverlässiger Seite folgenden Bericht:

In Dedeagatsch hat es letzthin einen Streit zwischen der bulgarischen Behörde und dem österreichischen Lloyd gegeben. Die Bulgaren verlangten Durchsicht sämtlicher Postsachen, sogar der Konsularposten. Es sind dort militärische Geheimnisse kaum mehr zu verraten. Aber sie haben gute Gründe, Nachrichten aus dem von ihnen besetzten Gebiet möglichst zurückzuhalten. Die Achtung und der Respekt, den man den Erfolgen bulgarischer Waffen zollt, würde dem Abscheu Platz machen über die Greuel, mit denen dieses Volk seinen Namen als zivilisiertes und christliches Volk besudelt hat. Durch die Zeitungen ging letzthin die Nachricht, daß die Türken bei den Dardanellen ein Massakre unter Griechen gemacht hätten. Man soll sie nicht entschuldigen; aber man wird sie milder beurteilen, wenn man erfährt, was Thrazien und Mazedonien an Massakres durch bulgarische Banden gesehen hat. Vor dreißig oder vierzig Jahren würde ein Sturm der Entrüstung durch ganz Europa gegangen sein. Jetzt scheint auch in dem christlichen England jedes Mitgefühl abgestumpft zu sein, weil es in die Politik paßt.

In eben jenem Dedeagatsch, einer Hafenstadt, die von der Bahnlinie Salonik-Konstantinopel berührt wird, lagen 6—700 Mann türkischer Soldaten. Da drangen 107 bulgarische Komitatschis in die Stadt. Durch vieles Schießen und allerlei Manöver wußten sie den Schein der Uebermacht zu erwecken, und die türkischen Soldaten räumten das Feld. Nun begann eine böse Zeit. 200 Frauen und Kinder sind in eine Moschee geflüchtet. Sie wurde mitsamt ihren Insassen in die Luft gesprengt. Und nun stürmte die Horde durch die Straßen, alles, was Türke war, hinmordend. 400 Leichen hat man hernach auf den Straßen zusammengezählt.

Furchtbares hat der Bezirk Avret Hissar erlebt. In fast allen Dörfern wurde geplündert, geraubt, gebrannt, gemordet, geschändet und Grausamkeiten begangen, wie sie nun einmal von Alters her die Eigenart bulgarischer Banden sind. In dem Dorfe Tschinar wurde die Moschee mit mehreren hundert Personen, die man dort zusammengetrieben hatte, verbrannt. 60 Männer wurden noch massakriert. Dasselbe tat man in dem Dorfe Kurkut. Man verbrannte auch hier einen Teil der Bevölkerung in der Moschee, und was übrig blieb, wurde massakriert. Nur 50 junge hübsche Türkenmädchen behielt man zurück. Die Frauen in vielen Dörfern beraubte man ihrer Kleidung und jagte sie nackt davon. In Virlan massakrierte man nur 18 Personen, ließ dann Männer und Weiber auf dem Markt zusammenkommen und stellte ihnen die Wahl, durch Bomben zu sterben oder Christen zu werden. So wurden die Dörfer Papprat, Pleikovo, Lelovo, Kuschowo christlich. Die Dörfer Bagtschili Dere, Tschinar, Kumuschdere, Lutuzié weigerten sich, das Christentum anzunehmen. Da ließ man ihnen vier Tage Frist, worauf sie massakriert werden sollten. Das war Ende Dezember. In jener Zeit sind etliche nach Salonik geflohen, um sich Rat zu holen, was sie tun sollten. Seitdem fehlt jede Nachricht über ihr weiteres Geschick.

Vor wenig mehr als einer Woche haben zwei Damen, eine Engländerin und eine Griechin, eine Reise ins Innere, ins Gebiet von Gumendje gewagt, um zu sehen, wie groß das Elend in den Dörfern ist und ob dort die Hilfsarbeit einsetzen soll. Sie kamen auch nach dem Dorfe Woinitza, eine halbe Stunde von der Station Gumendje. Am Bairamtage sind dort bulgarische Truppen und Komitatschis eingerückt. Wie so oft mußten sich die Muhammedaner zuerst in der Moschee versammeln. 19 von ihnen wurden zusammengebunden nach dem Wardar geführt und teils erschossen, teils mit Messern grausam hingeschlachtet. Dann wurde das Dorf unter Mitwirkung der Soldaten ausgeraubt und den Einwohnern Alles, aber auch Alles genommen, Getreide, Vieh, Schafe, Hausgeräte. Dann wurden die Mädchen bis zu 9 Jahren herunter geschändet und noch 26 Türken erschlagen, darunter allerdings 5 oder 6, die sich früher ihrerseits durch Grausamkeit und Niedertracht gegen die Bulgaren hervorgetan hatten. Da saßen nun, als die beiden Damen kamen, die Frauen in einem Hause, in ihre Tücher gehüllt, hungernd, ein Bild des Elends. Den noch zitternden Kindern sah man noch die Schrecken der jüngsten Vergangenheit an.

Es ist, als sei man um Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man von dem Treiben der bulgarischen Banden hört, und es scheint nichts zu sein, dessen das Volkgewissen sich schämt. In einem Hospital lagen zwei bulgarische Soldaten: als man ihnen erzählte, was für Dinge die

Banden trieben, da leuchteten ihnen freudig die Augen, als sei es etwas Rühmenswertes. Und ein bulgarischer Offizier, da man ihm sagte: Und Ihr rottet die Türken aus! erwiderte stolz: Freilich tun wirs!

Ein ganz andres, geradezu ideales Bild entwarf in Lepsius' Christlichem Orient, Dezemberheft, Frau Pastor Awetaranian von den Bulgaren und bulgarischer Kriegführung. Ihr Brief war datiert Philippopel, November 1912. Gott gebe, daß auch an ihm Wahres ist! R

Verschiedenes

Die Entmündigung einer preußischen theologischen Fakultät in zeitgeschichtlichem Zusammenhange. Von Prof. Dr. Jülicher in Marburg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1913. 59 S. 1 Mk.

Der Verfasser hat sich nicht mit Fleisch und Blut beraten, ehe er diese Schrift herausgab, hat Niemandem vor dem Druck davon Mitteilung gemacht (S. 32). Ihm war sie eine persönliche Befreiung, nachdem ihn die akademischen Affären, von denen er berichtet, alles in allem wohl ein Jahr seines Lebens gekostet haben, das er „für andere, wissenschaftliche und doch irgendwie förderliche Arbeiten hätte verwenden können" (S. 29). Eine zwanzigjährige Geschichte seiner Fakultät rollt er auf, die er beim Rückblick mit Schmerz und Zorn nur als die Geschichte ihrer Entmündigung beurteilen kann. So, wie das Vorschlagsrecht der Fakultät unter den jüngsten vier Kultusministern mißhandelt worden ist, bleibt für die Fakultät davon „wohl der Schein der Verantwortung nach außen hin, aber nur als Last, nichts von dem damit zusammenhängenden Einfluß" (S. 28).

Die Schrift zerfällt in vier Kapitel: 1. die Tatsachen, 2. das Fazit, 3. die Flucht in die Oeffentlichkeit, 4. der geschichtliche Zusammenhang. Sie ist eine Streitschrift, keine Parteischrift; kann sie nicht überall gefallen, muß sie auch wehtun, so wird der Wille zur Objektivität, ja recht eigentlich die Leidenschaft für verletzte Objektivität sich dem aufhorchenden Leser als Kern und Geheimnis der Veröffentlichung enthüllen. Ganz werden den Schritt nur die spezifisch akademischen Leute würdigen; gerade sie werden herausfühlen, was es einen Universitätsmann wie diesen gekostet haben muß, eine solche Schrift zu schreiben, was er in tiefster Seele durchgemacht haben muß, ehe er nicht mehr anders konnte.

Die Sache, um die es sich handelt, müssen unsre Leser aus der Darstellung selber kennen lernen. Jede kürzende Wiedergabe gefährdet den Ernst, mit dem der Verfasser die Vorgänge verfolgt und den er wirken möchte, sonderlich bei den berufenen und mitschuldigen Instanzen. Um nur das Nötigste mit dürren Worten zu sagen: von 8 Berufungen, welche die Marburger Fakultät seit 1892 erlebt hat, sind 2 so verlaufen, daß die Fakultät nicht nur nicht gefragt, sondern einfach überrascht worden ist, 3 1/2 mal ist gegen ihre Liste, 2 1/2 mal für ihre Liste entschieden worden. Wie unwürdig muß diese Fakultät sich durch ihre Vorschläge gemacht haben, vom Minister gehört zu werden! so schließt man unwillkürlich. Die Antwort lese man mit Bedacht. Oder vielleicht handelt es sich um einen bloßen Machtkampf zwischen Universität und Regierung? Ganz und gar nicht. Mehr als S. 16 ff. ihm zuerkannt ist, wird kein Minister verlangen, der den Boden der Verfassung noch unter den Füßen hat.

Irgendwelche politische oder kirchenpolitische Tendenz liegt der Veröffentlichung fern. Um so wuchtiger wirkt, was der Verfasser im letzten Kapitel über unsre Gesamtlage zu sagen hat, innerhalb deren das Schicksal der Fakultät sich abspielt. Und was der im Grunde so konservativ gesinnte Verfasser den Konservativen zu sagen hat. Nichtzünftigen werden diese Seiten das Interessanteste sein. R

Rudolph Ehlers. Lebensbild eines evangelischen Theologen aus seinen Briefen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1912. 189 S. mit 4 Bildern Ehlers'. 2,20, gebunden 3 Mk.

Ein schöneres Denkmal konnte diesem geistesmächtigen Mann, dem wahrhaft evangelischen Theologen, dem edlen Menschenfreund, dem unermüdlich tätigen Geistlichen, dem großdenkenden Vaterlandsfreund, diesem Mann von einer selten reichen Begabung, von klarem Blick und festem Willen nicht gesetzt werden. Wer ihn gekannt hat, wird in dem Spiegel dieser, mit feinem Verständnis für ihn wie für den Zweck eines Lebensbildes ausgewählten Briefe, diese Züge mit Freuden wiedererblicken, und wem er fremd war, der wird ein plastisches Bild seiner Persönlichkeit aus ihnen gewinnen.

Briefe — nicht ein voll ausgemaltes Lebensbild, nichts Näheres aus der Kindheit, und aus dem häuslichen und Familienleben nur soviel als zur Zeichnung des ganzen Mannes nötig war. Oft möchte man noch etwas mehr davon, aber die knappe Auswahl dieser Partien entspricht ganz dem schlichten, mit seinem Eigensten zurückhaltenden Mann. Auch seine Briefe aus der Zeit des großen Krieges hätte man gerne gelesen — vielleicht hat er grade da nicht viel geschrieben, der Mann der Arbeit und des Dienstes am Nächsten; er hat es mit seinem an der Geschichte geweiteten Blick und geschultem Urteil nicht leicht gehabt in dem engen Geist des alten Frankfurt und „hat die Schmach der Preußenanhänglichkeit getragen wie einer" und „freut sich von ganzem Herzen, daß Frankfurt eine preußische Stadt wird, daß wir wieder Landsleute sind". Er hat seinen Mann gestanden damals 1866 und in den folgenden Uebergangsjahren — gerecht nach beiden Seiten: „Daß die Stadt, zumal nach den Eseleien, die der Senat begangen, als feindliche behandelt wurde, war gewiß gerechtfertigt; aber die Art und Weise, wie die Generäle hier gewirtschaftet haben, war ganz unverantwortlich und nicht Ruhm für ein großes Volk." Und „Herr von Bismarck hat weniger gesündigt als die Fortschrittspartei!" „Doch wünsche ich von Herzen, daß er sein Werk vollenden könne" (1866) und „wenn der gnädige Gott uns den Bismarck noch eine Reihe von Jahren erhält, werden wir noch viel Erhebendes sehen, wäre es auch, daß unsere politische Einheit noch eine Taufe erfordert, ehe sie allen Deutschen als vollgültig, vollberechtigt erscheint" (1868).

Hochbedeutsam ist dieser Lebensgang auch als ein Querschnitt durch die theologische und kirchenpolitische Entwicklung der Neuzeit. Sein Bestes hat er von Rothe und Nitzsch empfangen, von dem er sagen kann: „ohne alle Eitelkeit ist er ganz Liebe" und von beiden: „ihr Christentum ist noch größer als ihre Theologie."

Wie not tut uns heute, was er von ihnen rühmt: „sie wissen wohl zu unterscheiden zwischen der Frömmigkeit und irgendwelcher begrifflichen Form, in welche sie sich kleidet, um sich Andern in wissenschaftlicher Form zu vermitteln." Und wenn er auch 1873 überrascht ist aus Rothes „Lebensbild" zu ersehen, wie „tief er im Pietismus darin saß", schreibt er doch noch 1899, „in ihm war die christliche Frömmigkeit Mensch geworden" — „er war eine prophetische Persönlichkeit. Es drängt sich mir immer wieder auf, was es doch ein schwächlich Ding ist um unser Christentum! Und gar unser Kirchentum!"

Doch neben dem vaterländisch, theologisch und kirchlich Bedeutsamen steht so viel wahrhaft Menschliches, daß diese Briefe in weiten Kreisen nicht bloß Interesse erregen, sondern beglückende Förderung bieten werden. Wie hat er in der Ewigkeit gelebt; wie ist ein starkes, unzerbrechliches in Christus gegründetes Gottvertrauen sein Lebensfundament; wie hat der im Leiden gestählte Mann zu trösten vermocht; und welch eine zarte, innige, ehrfürchtige, sinnige Liebe leuchtet aus seinem Bilde entgegen, so wenn er 1868 zu der Mutter Geburtstag schreibt: „Als wir noch Kinder waren, da pflegte am 17. Juli die Sonne leuchtender als gewöhnlich aufzugehen, und die Blumen dufteten lieblicher, und die Bäume blühten frischer, und die Vögel sangen fröhlicher in den Morgenhimmel hinein als an gewöhnlichen Tagen . . . die Stunden dieses goldenen Lebensmorgens sind unwiederbringlich dahin . . . indessen was eigentlich aller jener Feier die Weihe gab, die Seele all der Kindeslust und Freude, ist bis auf diesen Tag unverändert geblieben, deine Liebe zu uns und unsere Liebe für dich." — Oder wenn er von Höllsteig 1869 seinen Kindern ein Märchen erzählt von der Sonne, die ihm von den Kindern in der Weißfrauenstraße daheim berichtet. — Auch sein Verdienst als Mitbegründer des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins sei nicht vergessen: „Die Gleichgültigkeit gegen das Missionswerk ist in den nicht orthodox-pietistischen Kreisen sehr groß" — hier liegt das Motiv, und die Arbeit hat heute Frucht getragen.

Nach einer kurzen Notiz über seine Herkunft setzen die Briefe mit seiner Studienzeit 1854 ein, zeigen uns den Studenten in Heidelberg, Berlin und Göttingen, den Kandidaten in Saarbrücken 1858, den Pfarrer in Stolberg 1859, und den reifen Mann in Frankfurt, wo er seiner reformierten Gemeinde von 1864 bis 1907 gedient hat. Nur wenig über ein Jahr des Ruhestandes war ihm vergönnt. Am 7. August 1908 starb er 74 Jahre alt unerwartet. Noch am 1. 8. spricht er seine Gedanken über Zeit und Ewigkeit aus: „Das Vergangene kehrt nicht wieder, und das Hier und Dort bleiben für unsere sinnliche Wahrnehmung und Erfahrung getrennt . . Das Dort wird nicht eine Wiederholung des Hier sein, nicht eine neue Auflage des Irdischen; unser Gott schafft immer Neues. . . Es geht aufwärts zum Licht, zur Freude, von Klarheit zu Klarheit. Der Tod ist nicht das letzte Wort — der Anfang einer neuen ernsten Rede Gottes." — Was er von Rothe sagt: „Die christliche Persönlichkeit ist gewiß die beste Apologie des Christentums", das wird dies sein eigenes Lebensbild leisten.

Noack

Die Balkanstaaten und der Balkankrieg. Vortrag von Pfarrer Lic. Dr. Schwarzlose. Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg 1912. 32 S. 40 Pfg.

Deutsches Orient-Jahrbuch 1913, herausgegeben unter Mitwirkung von besten und ersten Kennern des Orients von Karl Müller-Pogritz. Priem am Chiemsee, Verlag des Deutschen Orientjahrbuchs 1913. 173 S. 3 Mk.

Schwarzlose vertritt in seinem bei einer Hilfsveranstaltung für die verwundeten Balkankrieger gehaltenen Vortrage mit guten Gründen und aus langjähriger Kenntnis des Balkans die Forderungen der Balkanvölker. Er gibt dabei einen kurzen Abriß der bei uns viel zu wenig bekannten Geschichte dieser Völker, in dem er sich freilich von Einseitigkeiten nicht freihält: die Kämpfe der bulgarischen und griechischen Banden in Mazedonien waren nicht so harmlos, wie sie ihm erscheinen. Nach der Zeit der überschwenglichen Türkenbegeisterung ist es doppelt nötig, daß uns Kenner über die großen sittlichen und intellektuellen Vorzüge der christlichen Völker unterrichten, die sie gegenüber den Türken besitzen.

Das Deutsche Orientjahrbuch bringt Aufsätze von sehr verschiedenem Wert. Am eingehendsten ist Rumänien berücksichtigt, das ja auch von allen Balkanländern die meisten Deutschen umfaßt. Das wertvollste scheinen mir die Adressen am Schlusse des Buches, die Orientreisenden gute Hilfe bieten mögen. Zur Kenntnis der Probleme des Orients trägt das Buch kaum etwas bei. Ewald Stier

Das Christentum in den drei ersten Jahrhunderten. Von H. Achelis. Zwei Bände. Leipzig, Quelle und Meyer 1912. 295 und 469 S. 10 und 16, gebunden 12 und 18 Mk.

Die Geschichtswissenschaft darf nicht in der Kleinarbeit aufgehen; denn diese ist nur Mittel zum Zweck. Ihr eigentlicher Zweck ist der, durch Gewinnung von Geschichtsbildern dem lebenden Geschlecht zur Orientierung über sich selbst zu verhelfen. Mag das „Bild", das wir von irgendwelchen größeren geschichtlichen Zusammenhängen entwerfen, mit mancherlei Illusionärem behaftet sein, mag an seinem Zustandekommen neben dem Triebe, zu wissen wie es gewesen ist, das romantische Bedürfnis, der Trieb der Phantasie nach künstlerischer Gestaltung beteiligt sein, um von allen andern subjektiven Einflüssen zu schweigen, — wir können gleichwohl solche „Bilder" nicht entbehren. Sie sind so notwendig, wie philosophische und dogmatische Systeme, und doch wie diese dazu bestimmt, überwunden zu werden, — Brücken, über die man hinübergeht, um sie darauf ihrem Schicksal zu überlassen. So müssen immer wieder neue Kirchengeschichten, Weltgeschichten, Kunstgeschichten usw. geschrieben werden.

Fast schien in den letzten Jahrzehnten die auf manchen Gebieten beinahe in Mikrologie ausartende Spezialforschung das Verlangen nach einer zusammenfassenden Darstellung des Ganzen oder doch größerer Zeiträume der Kirchengeschichte zu unterdrücken. Jetzt mehren sich die Anzeichen, daß dies Verlangen wieder stärker wird. Was Achelis bietet, ist eine ganz selbständige, in Vielem eigenartige Arbeit. Sein Buch läßt sich mit den vorhandenen Lehrbüchern der Kirchengeschichte nicht ohne weiteres vergleichen; es fehlt ihm alles Paragraphenmäßige, die Darstellung bewegt sich möglichst frei und ungezwungen. Daher ist das Werk angenehm zu lesen, trotz der 694 Seiten Text, die der Verfasser uns zumutet. Literaturangaben begegnen nur hin und wieder in den Anmerkungen; dafür hat Achelis aber, was besonders wertvoll ist, seine Ausführungen durchweg mit der Angabe der Quellen versehen, auf denen sie beruhen. Die Schilderung ist so eingehend, daß der Leser einen wirklichen Einblick in die altchristlichen Gemeinden erhält; so werden wir z. B. auf 11 großen Seiten über den Dämonenglauben, auf 32 Seiten über die Entwicklung der Bußdisziplin unterrichtet. Die Stärke des Buches liegt m. E. in der Schilderung des Zuständlichen, aus der auch der gerne lernen wird, der diesen Dingen nicht als Neuling gegenübersteht. Merkwürdig kurz behandelt dagegen Achelis das Dogmengeschichtliche, nicht bloß die Dogmengeschichte im engeren Sinne, sondern überhaupt die ganze bunte Geschichte der Welt der Vorstellungen. Scheute er sich, schon oft Gesagtes zu wiederholen? Fraglos tut dies Verfahren dem Gesamteindruck Eintrag; denn das Raummaß, das man in einer historischen Darstellung den Gegenständen gibt, muß ihrer geschichtlichen Bedeutung entsprechen.

Seine eigenen Wege geht Achelis in der Anlage des Ganzen. Seine Disposition ist einfach und macht in der Hauptsache einen ungezwungenen Eindruck. Achelis vermeidet es möglichst, die behandelten Zusammenhänge unnötig zu zerreißen, was die Lektüre des Buchs entschieden erleichtert. Gewiß sind sehr verschiedene Wege möglich, den Komplex von Tatsachen, der die älteste Geschichte des Christentums darstellt, mit unserer Erkenntnis zu durchdringen; und nichts liegt mir ferner, als irgend ein Verfahren als das beste und im Grunde allein mögliche zu empfehlen; ich will aber nicht verhehlen, daß ich mir einen Aufbau denken kann, der den wirklichen Verlauf getreuer wiedergibt. Wer ein ausführliches Lebensbild Cyprians entwirft, nachdem er bereits die diokletianische Verfolgung eingehend geschildert hat, bringt seine Darstellung um einen Teil ihrer Wirkung und mißgönnt ihr die dramatische Spannung, die der Wirklichkeit hier eigen ist. Auch daß der Verfasser darauf verzichtet, in der herkömmlichen Weise eine Einleitung mit der Schilderung der Zustände im römischen Reich vorauszuschicken, kann ich nicht für einen Fortschritt halten. Gewiß erfährt der Leser bei Achelis z. B. in der Geschichte des Kultus und bei sonstigen Gelegenheiten hierüber so Manches, aber die Darstellung würde doch gleich von vornherein in eine andere Beleuchtung gerückt, wenn man ihr ein einleitendes Kapitel über die religiöse Lage im Römerreich vorausschickte. Gerade den gebildeten Laien, die man dem Werke doch auch zu Lesern wünschen möchte, kann man dadurch wie durch nichts Anderes klarmachen, daß die Dinge nur „sind", insofern sie in Zusammenhang mit anderen stehen, nicht an und für sich. Ein Bewußtseinsinhalt, z. B. die christlich-religiösen Gefühle, Vorstellungen und Willensregungen um das Jahr 100, empfängt seine bestimmte, ihm eigentümliche „Färbung" durch die übrigen Inhalte dieses Bewußtseins, mag es sich nun um das Bewußtsein eines Einzelnen oder um die Bewußtseinssumme irgendwelcher Menschenmenge handeln.

Doch das sind Erwägungen, die uns die Freude an Achelis' Gabe nicht trüben sollen. Bedenkt man, daß eine Geschichte des Christentums vor Konstantin vielleicht eine der allerschwierigsten Aufgaben entwickelnder Geschichtschreibung ist, so wird ohne weiteres klar, daß man ein Werk über diesen Gegenstand nicht an einem unrealisierbaren Ideal messen darf. Daß der Verfasser unseres Buches aus gründlichster Sachkenntnis heraus spricht, bedarf bloß für die Laien dieser Zeitschrift der Erwähnung. Karl Heussi

Von Hinnenaus zum Hexenbruch. Ein Jugendweg zwischen zwei Wiesen, von Ludwig Germersheim. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte 1912. 167 S. 2,60 Mk.

Eine Kindheitserzählung, und zwar die Geschichte eines in seinem Gemütsleben außerordentlich empfindlichen und bis hart an die Grenze des Pathologischen zarten Knaben, der die ersten Jahre „rotwangig am Rhein" verlebt und dann in der Bischofsstadt am Main, in Würzburg, aufwächst und dort schnell „bleichwangig" und innerlich hinfällig wird. Er kann die katholisch-kirchliche Atmosphäre nicht vertragen, obwohl sie ihm keineswegs in besonders harten Exemplaren entgegentritt, aber der religiöse Drill und der Blutkultus und die Grausamkeit der Märtyrergeschichten tun ihm weh. Ebenso verletzt ihn die unbefangene Jungenhaftigkeit der Kameraden. Noch schwerere Last legt der allmähliche wirtschaftliche Verfall seines Elternhauses infolge von Geschäftsrückgang und Krankheit auf ihn. Und vollends krank machen ihn die am „Hexenbruch" der Stadt lokalisierten Erinnerungen an Hexenhinrichtungen und die Zeitungsnachrichten über Foltern und Mißhandlungen der russischen Revolutionäre. — Das alles ist unerquicklich, Schilderung einer Krankheitsentwicklung, doch eine psychologisch feine und liebenswürdige Schilderung, die zwar nicht Liebe und Freude, aber doch sympathisches Mitgefühl mit dem Kinde erweckt. — Die letzten 32 Seiten schildern die Heilung. Der Knabe gewinnt wieder Lebensfreude, dazu helfen ihm Indianergeschichten, Friedrich von Spee, der katholische Gegner des Hexenwahnes, der alte Fritz, das Militär und die Militärmusik, das Grab der Mutter, Eichendorff und Scheffel. Dieser Abschluß des Buches ist das Hübscheste; es tut immer wohl, zu beobachten, wie ein Mensch genest. Nur hat mich auch hierbei der merkwürdig gedämpfte Ton der Erzählung gestört; sollte wirklich Einer so ruhig, fast gleichgültig, von seinen schwersten und schönsten Jugenderinnerungen sprechen können? Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. An den deutschen Universitäten waren vor zwanzig Jahren **27 000**, vor zehn Jahren 35 000, vor drei Jahren 52 400 Personen immatrikuliert. Heute sind es 59 921, wir können also auch sagen nahe an **60 000**. Die 3750 „Hörer" und 1722 „Hörerinnen" zählen dabei nicht mit. Frauen sind darunter 3213. Evangelische Theologie studieren in diesem Semester **3386** gegen 2856 im vorigen Wintersemester.

Das Emporschnellen der Frequenz im letzten Dezennium wird in Nr. 15 I. M. der Frankfurter Zeitung zurückgeführt auf drei Gründe: 1. Steigerung der Anforderungen durch die neueren Prüfungsordnungen, daher Verlängerung der Studienzeit; 2. größeres Bedürfnis der Gesellschaft nach akademisch Gebildeten; 3. Hereinströmen von Söhnen des Volks aus den mittleren und unteren Klassen. Dem sei wie ihm sei: darüber dürfte nur Eine Stimme sein, daß das Niveau der Universitätsbildung sich trotz aller Prüfungsordnungen nicht gehoben hat. Eine der Hauptursachen dafür ist der Rückgang in der Beherrschung der alten Sprachen. Es brauchen nicht alle, die studieren, Griechisch und Latein zu können; aber die es gelernt haben, sollen es können.

Ich bin einst in Frankfurt a. M. Mitglied des Realschulmännervereins gewesen. Ehe und solange bis das Privilegium des Gymnasiums gefallen war. Das mußte fallen. Aber man durfte hoffen, daß nach Beseitigung eines unberechtigten hemmenden Vorzugs die Differenzierung der verschiednen Anstalten um so freier sich entfalten und damit der echt humanistische Geist am Gymnasium neu entbunden werden würde. Vielleicht ist das im Kommen. Aber langsam! Und die Fakultäten, die dazu verpflichtet wären, säumen merkwürdig, einen Druck in dieser Richtung auszuüben. Auch die theologischen.

Zuweilen werden die plötzlich überall zugelassenen Studentinnen für den Niedergang der Ansprüche verantwortlich gemacht. Aber der Prozentsatz ist zu gering, um die Erscheinung zu erklären. Und weshalb wehren die Universitäten dem Unheil nicht, wenn es von dort her drohen sollte? Auch hier bedingt doch der Wegfall eines Privilegiums keinen Verzicht auf Ansprüche! Im Gegenteil! Freilich, wenn sich die Universitäten den berühmten „vierten Weg" gefallen lassen, so sind sie kein besseres Los wert. Jenen „vierten Weg", der den seminaristisch gebildeten Mädchen den Zugang zur Universität so erleichtert, daß es zur Preisfrage geworden ist, ob man dem Frauenstudium damit eine Wohltat erweisen oder ob man es damit ruinieren möchte. Die Frauen wehren sich gegen die scheinbare Wohltat; aber der Staat verbietet in Münster die evangelische Studienanstalt und zwingt zur Errichtung eines Lehrerinnenseminars: — wozu die Gelegenheit zur tieferen Vorbildung eröffnen, da eine seichtere „genügt"?

Die theologischen Fakultäten haben jüngst Ursache bekommen, sich endlich auch um die neuen Universitätspläne zu bekümmern, die auf eine theologische Fakultät verzichten. Frankfurt a. M. ließ wenigstens den Ort dafür frei; man konnte sagen: es fehlen dafür noch die Stiftungen. Hamburg aber scheint von vornherein endgiltig zu verzichten. Es bietet an Universität das Minimum von Gelehrtenanstalt, was der preußische Kultusminister als „Universität" anzuerkennen bereit ist: eine in eigentümlicher Weise dreigeteilte philosophische und eine — juristische Fakultät. Wir Theologen haben alle Ursache, auf die Juristen eifersüchtig zu werden. Ihr Fakultätsbetrieb übertrifft den unsern offenbar an Wissenschaftlichkeit bei weitem. Juristen, Philologen, Naturwissenschaftler müssen sein; Mediziner und Theologen dürfen fehlen. Nach welchem Kanon? Und Hamburg geht darauf ein. Es gibt dem Ganzen nur die koloniale Nuance. Und wo bleibt nun in der kolonialen Fakultät (deren Mitglieder gleichzeitig andern Fakultäten angehören können) die Mission? Ueber die Wichtigkeit der Mission draußen sagt gute Worte die Koloniale Rundschau 1913 Heft 1: „Deutsche Missionspflichten".

Einen sehr lehrreichen Aufsatz über „die serbische Kirche in Altserbien" von Jordan Ilitsch enthält die neueste Nr. 1 des 3. Jahrgangs der Internationalen Kirchlichen Zeitschrift (Bern, Stämpfli & Co.) R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 10. Februar 4 Uhr im Kaiserhof: Gerhart Hauptmanns Emanuel Quint. Pastor Steffen-Hamburg.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 11. Februar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Richard Wagners religiöse Botschaft in seinem Parsival. Professor D. Frh. von Soden.

Nordhausen. Mittwoch 12. Februar 1913 pünktlich 4 Uhr in der Hoffnung: Das Wettrüsten der Nationen und die Friedensbewegung. Pfarrer Lippert, Woffleben. Corr. Pfarrer Müller, Gudersleben.

Freunde evangelischer Freiheit für Stade und Umgebung.

Stade. Donnerstag 4. März 8 Uhr im großen Saal des Hotels Norddeutscher Hof: Vortrag von Professor Baumgarten-Kiel über Die kirchliche Lage nach den Fällen Jatho und Traub. Jedermann willkommen.

Versammlungskalender

2.— 5. Februar	Missionskonferenz der Provinz Sachsen Halle
3. „	Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein für Sachsen und Anhalt Halle
5. „	Treuga Dei Wittenberg
6. „	Verband Freunde der evangelischen Freiheit Köln
20. „	Dorfkirchen-Tag Berlin
23.—25. „	Lehrkursus für Judenmission Leipzig
26.—27. März	Freunde der Christlichen Welt Süddeutschland und Schweiz Stuttgart
26.—27. „	Deutscher Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung Berlin
22.—23. April	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Dresden
13.—15. Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
18.—26. Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
15.—19. September	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
25.— 28. „	Evangelischer Bund Görlitz

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 4. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland — Fünfte kurhessische Gesamtsynode — Verschiedenes: Pfarrer und Kirchenregiment; Ordination und Apostolikum; Preußische Irrenanstalten; Die Bibel auf dem Kriegsschauplatz.

Gesucht

zum 1. April cand. theol. oder phil. zur Beaufsichtigung zweier Knaben von 12 und 11 Jahren sowie für Anfangsunterricht eines 6 jährigen Knaben. Musikalisch gebildet bevorzugt. Freie Station und entsprechende Vergütung wird gewährt. Angenehmer Sommeraufenthalt auf dem Lande. Gefällige Offerten mit näheren Angaben und Photographie erbeten an **W. Bock, Plauen i. V.,** Reichsstraße 55.

Theologe, zu Berufswechsel genötigt, 25 Jahre, sucht für sofort bezahlte Dauerstellung (Buchverlag, soziale, volkserzieherische Arbeit, Lebensreform, Aehnliches). Angebote unter **H. B. 12** an den Verlag.

Junges Mädchen aus gebildeter Familie findet freundliche Aufnahme zur Erlernung des Haushaltes in ländlichem Pfarrhause. (Gesunde Lage in nächster Nähe des Waldes.) Pensionspreis 150 Mk. pro Halbjahr. Pfarrer **Drüner, Rauschenberg** bei Marburg.

Cand. theol. sucht, möglichst bald, eine Stelle als **Hauslehrer.** Anfragen unter **S. S.** an die Geschäftsstelle der Christlichen Welt.

Zum **Mitunterricht** mit meinem 9 jährigen Jungen (Sextanerpensum) wird zu Ostern ein ungefähr gleichalteriger Junge gesucht. Anfragen erbeten an **Pfarrer F. Endres, Seelbach,** Post Aumenau a. Lahn.

Zur **Erlernung der Haushaltsführung** findet gebildetes junges Mädchen vom 15. April ab Aufnahme in guter Familie mit kleiner Fremdenpension in schönster Lage Marburgs. Anfragen an die Expedition unter **E M 30.**

Zu verkaufen

Prof. **Zöcklers** Handbuch der theologischen Wissenschaft. 4 Bände 3. Aufl. 8 Mk. — Dr. W. **Voigt:** Geschichte der neuesten Zeit. (559 S.), gebd. 3 Mk. — **Illustr. Bibel** von 1736. 5 Mk. — **Humboldts** Kosmos 4 Bände 1 Mk. — **W. Kirchbach.** Was lehrte Jesus? 50 Pfg. — **Hieronymi:** Religion der Erkenntnis 1 Mk. Selbstverlag Magdeburg, Pappelallee 18,3 Tr.

Gebildete, evangelische **Jugendpflegerin** in eine Stadt Mitteldeutschlands gesucht, die sozial geschult, in der Arbeit weiblicher Jugendpflege erfahren, dafür begeistert und gefestigten Charakters ist. Antritt wenn möglich gleich. Anfragen mit Lebenslauf und Gehaltsansprüchen unter: **A. S.** an die Expedition des Blattes.

Hauswirtschaftliches Pensionat

Gründliche Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens und der Küche unter direkter Leitung der Hausfrau. Gute, gesellige Formen. Herzliches Familienleben. Die Großstadt bietet Gelegenheit zu jeder Art Unterricht. (Empfohlen durch Herrn Professor D. Dr. Gunkel in Gießen und Herrn Pastor Lic. Hans Schmidt in Breslau).

Frau Käthe Gießel, Magdeburg, Pappelallee 21

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. **Pianos und Harmoniums zu vermieten.** Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. **Katalog M 6 gratis.**

Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

Preis: EINE Mk. 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Christlichen Welt", die Paul Rohrbachs Buch vom **„Deutschen Gedanken in der Welt"** noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Die Entmündigung einer preußischen theologischen Fakultät

in zeitgeschichtlichem Zusammenhange

Von

D. Adolf Jülicher

Professor in Marburg a. L.

8. 1913. Mk. 1.—

Preisermäßigung bis 1. April.

Unsere Preisermäßigung älterer Werke aus dem Gebiete der **Theologie** gilt nur noch bis zum 1. April. **Verzeichnisse postfrei.**

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

Soeben erscheint:

Antiquariatskatalog Nr. 111
Jesus Luther und Strauß. Kirchengeschichte
Wissenschaftliche Theologie

Enthaltend u. a. die Bibliothek des Herrn Professor Dr. Aug. Wünsche Dresden. Zusendung auf Verlangen unberechnet und postfrei.

Friedrich Meyers Buchhandlung Leipzig, Teubnerstr. 16

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. Lahn

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.